27484.

Wund 25 M

Wasser 3

Ruhr 3

Hals 4 24

Bauch 1

Rücken 30

Syph

27484

# Eine halbe Million.

---

## Erster Band.

„O! Bella età dell' oro!“

**Guarini.**

# Eine halbe Million.

Von

**Amelia B. Edwards.**

(Verfasserin von „Barbara.“)

---

Aus dem Englischen übersetzt

von

Elise Airus.

---

Landesbibliothek Detmold

Erster Band.

Hamburg, 1866.

Bernhardt'sche Buchhandlung.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

4 Sg. Comm. 47

Bayerische
Staatsbibliothek
München

# Prolog.

## A. D. 1760.

---

Jakob Trefalden, ein Kaufmann und Rathsherr in London, lag am Abend des dritten April des Jahres siebenzehn hundert und sechszig in einem der oberen Zimmer seines Hauses in der Basinghallstraße im Sterben.

Die Dämmerung nahm rasch zu. Das große Haus war finster und still, als wenn der Schatten des Todes darüber hinge. Die beiden Aerzte saßen in Lehnstühlen vor dem Kamin im Zimmer des kranken Mannes, und waren beide zu ihrer Zeit berühmt. Der Eine war Sir John Pringle, der Leibarzt des Königs — ein muthiger und geschickter Mann, der bei Dettingen Pulver gerochen, und die Herzen der Soldaten durch seine unerschütterliche Kaltblütigkeit im Feuer gewonnen hatte. Der Andere war Sir Josua Ward, gewöhnlich „der Gefleckte" genannt, wegen der rothen Flecken, die er

im Gesicht hatte; er ist unsterblich geworden durch Hogarth's beißende Karrikatur „Die Leichenträger-gesellschaft."

Die Herren sprachen nicht viel, und wenn es geschah, war es nur ein Geflüster. Ab und zu stellten sie Vergleichungen zwischen ihren Taschenuhren und der Stutzuhr auf dem Gesimse an; ab und zu blickten sie nach dem Bette, wo ein alter Mann, aufrecht in den Kissen sitzend, langsam aus dem Leben schied. Das Antlitz des alten Mannes machte einen entsetzlichen Eindruck; es war dunkelroth, ausdruckslos und in nasse Umschläge gehüllt. Seine Augen waren geschlossen. Er athmete langsam und röchelte schwer; die Lippen waren stark geschwollen. Ein Schlaganfall hatte ihn am Mittage getroffen und er war halbtodt von der Börse nach Hause gebracht worden, und hatte seitdem nicht gesprochen. Seine Haushälterin kauerte schweigend und entsetzt neben seinem Bette. Seine drei Söhne und sein Anwalt warteten unten im Wohnzimmer. Alle wußten, daß er höchstens noch zwei Stunden zu leben habe.

Die Dämmerung nahm mittlerweile zu und die Abendstille wurde immer drückender. Dann und wann fuhr ein Wagen vorüber oder ein Zeitungsverkäufer trabte vorbei, der die londoner Zeitung ausrief, welche das Urtheil enthielt, das soeben über Lord George Sackville gefällt worden war. Zuweilen kam der Lakai eines Nachbarn, um höflich nachzufragen, oder einige Vorübergehende blieben auf dem Trottoir gegenüber stehen und blickten flüsternd

zu den verhängten Fenstern empor. Allmälig hörte auch dies auf; hier und da wurden einige Dellampen in der schmutzigen Gasse angezündet, und die Sterne und die Nachtwächter erschienen zu gleicher Zeit.

„In des Himmels Namen, laßt uns Licht bringen!“ — sagte Kapitain Trefalden, indem er die Glocke zog.

Es ward Licht gebracht und die schweren Damastvorhänge wurden herabgelassen. Kapitain Trefalden nahm die Zeitung in die Hand; Friedrich Trefalden besah sich im Spiegel, ordnete die Falten seiner Kravatte, gähnte, nahm eine Prise und versenkte sich in die Betrachtung der Symmetrie seiner Beine, Wilhelm Trefalden rückte seinen Stuhl an den Tisch und blätterte gedankenlos in den letzten Nummern des „Müssiggängers“. Es lagen noch mehre Zeitungen und Bücher auf dem Tische — darunter ein kleines Bändchen, Rasselas genannt, aus der Feder des gelehrten Samuel Johnson (er war damals noch nicht Doktor beider Rechte) und die beiden ersten Bände von Tristam Shandy, von dem geistreichen Herrn, dem ehrwürdigen Laurence Sterne, geschrieben. Die beiden Bücher waren schon sehr beliebt, obgleich sie erst vor wenigen Monaten erschienen waren.

Diese drei Brüder waren sich merkwürdig ähnlich und merkwürdig unähnlich. Sie glichen alle ihrem Vater; sie waren alle gebildete Männer und hatten alle ein hübsches Aeußere. Der alte Jakob stammte

aus Cornwallis, und war in seiner Jugend blond und kräftig gewesen; er maß fünf Fuß eilf Zoll ohne Stiefel. Kapitain Trefalden war nicht so blond; Friedrich Trefalden war nicht so groß; Wilhelm Trefalden war weder so blond, noch so groß, noch so schön und doch waren sie alle dem Vater und sich auch unter einander ähnlich.

Kapitain Jakob war der älteste Sohn. Der Vater hatte ihn für sein Geschäft bestimmt; aber ich weiß nicht, wie es zuging, dem Jungen wollte der Indigo nie recht gefallen. Er zog Scharlach vor, vorzüglich Scharlach mit Büffelleder verziert — und so trat er in die Armee ein. Nachdem er in der Jugend ein unstätes, unregelmäßiges Leben geführt, sich die Hörner in verschiedenen Gegenden Europas abgestoßen hatte, und tapfer bei Dettingen, Fontenay, Laffeldt und Minden gefochten, hatte er jetzt in seinem vierzigsten Jahre die namenlose Thorheit begangen, nicht um Rang und Geld, sondern aus Liebe zu freien. Der Vater hatte Kapitain Trefalden dieser Missethat wegen zu enterben gedacht und hatte ihm seit fünf Monaten das Haus verboten. Die Brüder waren beinahe noch mehr empört darüber als der Vater, oder hatten sich wenigstens so gestellt. Kurzum, dies war seit langer Zeit das erste Mal, daß der ehrenwerthe Officier das Haus in der Basinghallstraße wieder betrat; und die Herren waren natürlich alle drei etwas befangen und schweigsam.

Friedrich, der zweite Sohn, war sechs und dreißig

Jahre alt, Wilhelm dreißig. Friedrich haßte den Indigo beinahe ebenso aufrichtig wie sein Bruder Jakob, Wilhelm dahingegen hatte kaum einen Gedanken, der nicht damit gefärbt war. Friedrich war ein lustiger, träger, vergnügungssüchtiger Mensch, dessen Hauptbeschäftigung darin bestand, Chokolade zu trinken, Taback zu schnupfen, Karten zu spielen und sich auf allen Redouten umherzutreiben. Wilhelm war ein kaltblütiger, planmäßiger, ehrgeiziger Geschäftsmann. Keiner von den Dreien hatte jemals viel nach den andern Beiden gefragt. Es lag nicht in der Natur der Dinge, daß sie eine besondere Zuneigung zu einander hätten fühlen können. Sie waren zu verschieden von Temperament und Jeder ging seinen eigenen Weg. Ihre Mutter hatten sie verloren, als sie noch Kinder waren; eine Schwester hatten sie nie gehabt. Die milden, weiblichen, häuslichen Bande hatten gefehlt, um ihre Herzen zu verbinden.

Und nun hatten die Brüder sich an dem Abend dieses denkwürdigen Tages, des dritten April, unter dem Dache ihres Vaters zusammengefunden; und in dem dunklen Zimmer über ihnen lag dieser Vater im Sterben, denn menschliche Hülfe vermochte nicht ihn zu retten. Im tiefsten Herzen hatten alle denselben Gedanken, und diese Gedanken waren kein Gebet zum Himmel, sie vor Kummer zu bewahren. Armer alter Mann! So reich — und doch so bedauernswürdig arm. Niemand liebte ihn und er besaß doch eine halbe Million.

Friedrich Trefalden zog endlich seine Uhr hervor, stieß einen neumodischen Fluch aus und erklärte, er käme beinahe um vor Hunger.

„Laß Dir etwas zu essen bringen, Bruder," schlug der Kapitain vor, und zog wieder die Glocke und befahl im Speisezimmer zu decken.

Die beiden jüngeren Brüder sahen sich an und lächelten verstohlen. Es sah beinahe so aus, als wenn der ältere Bruder schon den Herrn spielte! Nun, nun, Advokat Beavington ist da, und das Testament ist noch nicht verlesen.

Friedrich und der Kapitain gehen zusammen die Treppe hinunter; denn der letztere ist von Hounslow hineingeritten gekommen und hat nichts dagegen, „ein Stückchen kaltes Fleisch und einen Becher Wein mit seinem Bruder zu genießen." Wilhelm hat, wie es einem ehrbaren Bürger geziemt, um zwei Uhr zu Mittag gegessen und bittet, ihm nur eine Tasse Thee in's Wohnzimmer zu schicken.

Wenn es noch etwas Traurigeres geben konnte, als dieses düstere Wohnzimmer, so war es das noch düsterere Speisezimmer unten. Die Wände waren mit dunklem reich geschnitztem Eichenholz getäfelt. Der Kamin bestand aus einem ungeheuren Denkmal von schwarzem und gelbem Marmor. Die Vorhänge waren von dunkelbraunem Damast. Ein Portrait des Hausherrn, vor vierzig Jahren von Sir James Thornhill gemalt, hing über dem Kamin. Beim schwachen Schimmer einiger Wachskerzen schien der Ort eine grabesähnliche Pracht zu entfalten, die

überaus niederdrückend wirkte. Sogar die Fleischspeisen, besonders die ungeheure Kalbfleischpastete, welche zum Staat mitten auf dem Tische stand, hätten die Herren an einen Begräbnißschmaus erinnern können. Sie waren aber beide hungrig und hatten keine solche Gedanken.

Der Kapitain setzte sich oben an den Tisch und haute tapfer mit seinem Messer in die Pastete ein.

„Wenn Du einen ebenso guten Magen hast wie ich, Friedrich," sagte er, beim Anblick der guten Dinge, die vor ihm standen, aufthauend, „so will ich dafür einstehen, daß wir diese Festung schon zerstören wollen!"

Der feine Herr zuckte verächtlich die Achseln.

„Ich verabscheue solche ordinaire Gerichte," sagte er. „Gestern speiste ich mit Sir Henry Fanshawe bei Hummums. Wir hatten ein Ragout von jungen Küken, die noch keine Woche aus der Schale gekrochen waren, und etwas boeuf à la mode, wobei Dir der Athem ausgegangen wäre, Bruder Jakob."

„Ich esse diese Pastete ebenso gern als irgend ein Ragout auf der Welt," sagte der Kapitain.

„Horace Walpole und Madame Clive waren die ganze Zeit in dem Zimmer neben uns," fuhr der Stutzer fort; „und das Merkwürdigste bei der ganzen Geschichte ist, daß Sir Henry und ich des Abends nach Vauxhall gingen, und da saßen wir beim Abendessen in der Loge wieder dicht neben Herrn Walpole und Madame Käthchen!"

„Versorge Dich mit Rothwein, Friedrich, und dann gieb mir die Flasche," sagte der Kapitain, der sonderbar genug gar nichts Besonderes an der Geschichte fand.

„Der Wein ist nicht schlecht," bemerkte Friedrich, indem er den Rothwein mit Kennermiene prüfte. „Der alte Herr hat einen guten Keller."

„Ja wirklich," erwiderte der Kapitain nachdenklich.

„Aber er versteht es nicht, sein Geld zu genießen."

„Nein."

„Zum Beispiel in einem solchen Hause zu wohnen," fuhr der Stutzer fort, indem er sich im Zimmer umsah. „Basinghallstraße — pfui! Und einen solchen Koch zu halten und sich nie eine Equipage angeschafft zu haben! Beim Himmel, Bruder, wir Beiden werden besser wissen, was wir mit den Guineen anfangen sollen!"

„Das denke ich, Friedrich, das denke ich," erwiderte der Kapitain mit einem Anflug von Traurigkeit. „Es war ein langweiliges Leben, welches der arme alte Mann führte! Mir däucht, Du und ich, wir hätten auch etwas thun können, es vergnügter zu machen."

„Ich will verdammt sein, wenn ich weiß, wie wir das hätten anfangen sollen."

„Indem wir uns des Geschäfts angenommen hätten — indem wir im Hause gewohnt hätten — indem wir wie Wilhelm dort gehandelt hätten," erwiderte der ältere Bruder. „Der Junge ist ihm

ein besserer Sohn gewesen, als Du oder ich, Bruder Friedrich."

Friedrich machte ein sehr ernstes Gesicht. „Wilhelm trägt einen alten Kopf auf jungen Schultern," sagte er. „Höre, Jakob, hast Du irgend eine Idee davon, wem der Alte sein Geld vermacht hat?"

„Ebenso wenig wie dies Glas Rothwein," entgegnete der Kapitain.

Sie schwiegen Beide. Draußen auf dem Korridor ertönten Schritte. Sie lauschten, sie blickten einander an; sie füllten ihre Gläser auf's Neue. Derselbe Gedanke durchzuckte Beide.

„Das Beste wäre," sagte der ehrliche Kapitain, „wenn er es uns zu gleichen Theilen vermacht hätte."

„Zu gleichen Theilen!" wiederholte Friedrich mit einem lauten Fluche. „Nein, der alte Mann war zu stolz auf sein Vermögen, um so etwas zu thun, Bruder Jakob, meine eigene Ansicht von der Sache ist — St! es kann uns doch Niemand hören?"

Kapitain Trefalden stand auf, warf einen Blick in den Korridor, schloß die Thüre und nahm seinen Platz wieder ein.

„Keine Seele. Nun?"

„Nun, meine Ansicht ist, daß wir Jüngeren ungefähr sechzig bis achtzig Tausend jeder erhalten werden, während Du als das Haupt der Familie das Gesammtvermögen bekommen wirst."

„Es kann sein, Friedrich," sagte der Kapitain nachdenklich und wohlzufrieden.

„Und dieses Gesammtvermögen, fuhr Friedrich

fort," wird in ungefähr drei hundert und vierzig tausend Pfund bestehen."

„Dann werde ich Dich fragen müssen, Friedrich, wie ich sie anwenden soll," sagte der Kapitain lächelnd.

„Dann sollst Du sie wie ein Fürst anwenden. Du sollst Dir ein Landgut in Kent kaufen und ein Stadthaus am Soho; Du sollst Pferde und Wagen halten, Lakaien in Livree, Weine, eine Koppel Hunde, eine Loge in der italienischen Oper. —"

„Von der ich kein Wort verstehe," unterbrach ihn der Kapitain.

„Einen französischen Koch, einen eigenen Kaplan, einen schwarzen Diener, einen Diamantschmuck für Deine Frau, und sollst Dir die hübscheste Maitresse —"

„Halt, Friedrich," unterbrach der Kapitain ihn wieder. „Das Letztere verbitte ich mir. Mit meiner Galanterie gegen die Frauen ist es aus."

„Aber, mein lieber Brüder, ein Mann von Stande —"

„Ich bin kein Mann von Stande," sagte der Andere. „Ich bin ein einfacher Soldat und der Sohn eines einfachen Kaufmannes."

„Nun, denn, kein Mann von Talent und Vermögen —"

„Ich habe das Vermögen noch nicht, Friedrich," bemerkte der Kapitain trocken. „Und was meine Talente anbetrifft, so denke ich, je weniger wir davon sprechen, um so besser ist es. Ich bin kein Gelehrter und das weißt Du ebenso gut wie ich. Horch! es klopft Jemand. Herein."

Die Thüre öffnete sich und eine hohe, gebräunte Gestalt trat mit militairischem Anstande ein. Er hielt Hut und Stock in der Hand und verneigte sich höflich vor den Brüdern. Es war Sir John Pringle.

„Meine Herren," sagte er ernst, „es thut mir leid, der Ueberbringer einer traurigen Nachricht zu sein."

Die Brüder erhoben sich schweigend, Kapitain Trefalden wechselte die Farbe.

„Ist er — ist mein Vater todt?" stammelte er.

Der Arzt nickte mit dem Kopfe.

Kapitain Trefalden wandte sich ab; Friedrich zog sein Taschentuch hervor und that, als wische er eine Thräne fort, die nicht da war.

„Dr. Ward ist schon fort," sagte Sir John nach einer kurzen Pause. „Er läßt sich Ihnen empfehlen und kondolirt. Meine Herren, ich wünsche Ihnen einen guten Abend."

„Sie werden doch ein Glas Wein trinken, Sir John?" fragte Friedrich, zum Tische tretend. Aber bevor er noch ausgesprochen, machte der Arzt eine abwehrende Bewegung und hatte das Zimmer verlassen. Friedrich zuckte die Achseln, füllte das Glas trotzdem und leerte es.

„Wahrhaftig, Bruder," sagte er, „es nützt nichts, traurig zu sein. Denke daran, daß Du jetzt das Haupt der Familie bist. Laß uns hinauf gehen und das Testament lesen."

Währenddessen war Wilhelm Trefalden, wie ein pünktlicher Geschäftsmann, nach seines Vaters Zimmer

hinaufgegangen, um seines Vaters Schlüssel zu suchen, und von da in's Komptoir hinunter, um seines Vaters Kasten mit Dokumenten aus dem eisernen Geldschranke zu holen. Als Friedrich und der Kapitain in's Zimmer traten, sahen sie den Advokaten Beavington mit der Brille auf der Nase und mit dem Kasten vor sich, dasitzen.

„Meine Herren," sagte er mit ruhiger Würde, „setzen Sie sich gefälligst."

Die Brüder rückten ihre Stühle an den Tisch und setzten sich nieder; alle schweigend, alle etwas aufgeregt.

Der Rechtsgelehrte schloß den Kasten auf.

Er war voll von Papieren, Miethkontrakten, Cessionen, Schuldscheinen, Verträgen, Wechseln und dgl. m., welche alle herausgenommen, geöffnet und bei Seite gelegt werden mußten, bevor das Testament zum Vorschein kam. Dieses wichtige Dokument lag ganz unten, wie die Hoffnung in Pandoras Büchse.

„Das Testament ist nur kurz," bemerkte Herr Beavington, indem er sich räusperte.

Als er es entfaltete, fiel ein Blättchen Papier heraus.

„Ein Memorandum, augenscheinlich von Ihres vortrefflichen Herrn Vaters eigener Hand", sagte er, es durchlaufend. „Hm — hm — bezieht sich auf den Betrag seines Vermögens. Haben Sie, meine Herren, eine Idee von der Größe seines Besitzes?"

„Man hielt dafür, daß mein Vater eine halbe Million besitze," entgegnete Friedrich eifrig.

„Mehr als das," sagte der jüngste Sohn, indem er mit dem Kopfe schüttelte.

„Sie haben Recht. Das Memorandum lautet folgendermaßen:" „„Nach einer oberflächlichen Berechnung, glaube ich, mein jetziges Vermögen auf ungefähr fünf mal hundert und zwanzig tausend Pfund schätzen zu dürfen. (Datirt) den ersten Januar, des Jahres siebenzehn hundert und sechzig. Jakob Trefalden."" — „Ein schönes Vermögen, meine Herren — ein schönes Vermögen!"

Die drei Brüder holten mit tiefer Befriedigung Athem. „Fünf mal hundert fünf und zwanzig tausend Pfund!" wiederholte der Kapitain. „Bitte, Herr Beavington, lassen Sie uns das Testament hören."

Der Advokat faltete das Memorandum sehr langsam zusammen, schob die Lichter etwas näher heran, wischte seine Brille ab und fing an.

„Im Namen Gottes, Amen! Ich, Jakob Trefalden, geboren in der Stadt Redruth, in der Grafschaft Cornwallis und jetzt Bürger von London, Kaufmann (Wittwer) und bei voller Gesundheit des Körpers wie des Geistes, wofür ich dem Herrn danke, mache und bestimme an diesem eilften Tage des Januar ein tausend sieben hundert und sechszig meinen letzten Willen und mein Testament in folgender Art und Weise, d. h. erstens, wünsche ich in meinem Familienbegräbniß neben meiner kürzlich verstorbenen Frau beigesetzt zu werden und mit so wenig Gepränge und Aufsehen, wie nur möglich ist. Gleichfalls vermache ich meinen später unten ge-

nannten Exekutoren, welche diesen meinen Willen ausführen werden, fünf hundert Pfund Sterling, welche ihnen sechs Monate nach meinem Tode ausgezahlt oder von ihnen einbehalten werden sollen. Ich vermache jedem meiner drei Söhne, Jakob, Friedrich und Wilhelm, fünf tausend Pfund Sterling. Ich vermache —"

„Warten Sie! Fünf tau — bitte, lesen Sie es gefälligst noch ein mal, Herr Beavington," unterbrach Kapitain Trefalden den Vorleser.

„Jedem fünf tausend Pfund Sterling," wiederholte der Advokat. „Der Betrag ist ganz deutlich. Aber Geduld, meine Herren. Wir sind nur noch bei der Einleitung. Diese fünf tausend für Jeden sind wahrscheinlich zu einem bestimmten Zwecke. Die Hauptsache muß erst kommen."

„Sehr wahrscheinlich — sehr möglich, Herr Beavington," erwiderte der Kapitain. „Ich bin ganz Ohr."

„Gleichfalls vermache ich meinem Kassirer Eduard Prescott fünf hundert Pfund Sterling. Jedem meiner andern Schreiber vermache ich ein hundert Pfund. Und meinen Dienstleuten vermache ich zwei hundert Pfund Sterling, welche zu gleichen Theilen unter ihnen zerfallen sollen. Alle diese letztgenannten Legate sollen drei Monate nach meinem Tode ausbezahlt werden. Ich vermache dem Seelsorger, der zur Zeit in Rednuth angestellt ist, und dem Seelsorger, in dessen Distrikt ich kurz vor meinem Tode wohne, ein hundert Pfund Sterling, welche ihnen

einen Monat nach ebengenanntem Ereigniſſe ausgezahlt und von ihnen unter die armen Wittwen, welche zu ihren reſpektiven Gemeinden gehören, nach ihrem Gutdünken vertheilt werden ſollen. Ebenfalls beſtimme und ordne ich hiemit an, daß meine Exekutoren ſobald wie möglich nach meinem Tode, aus meinem Nachlaſſe, welcher nur aus ſelbſterworbenem Vermögen beſteht, und hauptſächlich in Staatspapieren und Banken des Königreiches angelegt iſt, Kapital zum Werthe von fünf mal hundert tauſend Pfund Sterling zurückſetzen."

„Ha! jetzt wird es kommen!" rief Friedrich athemlos.

„Fünf mal hundert tauſend Pfund Sterling zurückſetzen," fuhr der Advokat fort, „welche ich dem Lord Mayor und den Rathsherren der Stadt London, die gerade im Amte ſind und ihren Nachfolgern für ewige Zeiten in Depoſitum gebe, um damit wie weiter unten ausgeführt zu verfahren, und ich verordne, daß dieſelben in Bezug auf dieſes Vermächtniß „Trefaldens Adminiſtratoren" genannt und der Betrag des alſo zurückgeſetzten Vermögens ihnen ſogleich eingehändigt werden ſoll."

Der Advokat hielt inne, um ſeine Brille abzuwiſchen. Die Brüder ſahen einander vernichtet an.

„Guter Gott! Herr Beavington," ſtammelte Kapitain Trefalden, „was bedeutet das?"

„Auf mein Wort, Herr Kapitain, ich habe ebenſo wenig eine Idee davon wie Sie," erwiederte der Anwalt. „Ich habe das Teſtament nicht abgefaßt."

„Wer hat es denn aufgesetzt?“ fragte Wilhelm peremptorisch.

„Ich nicht — Ihr Vater hat sich mit dieser Sache an einen Fremden gewandt. Aber vielleicht, wenn wir mehr wissen —“

„Genug, Herr, fahren Sie fort,“ sagten Friedrich und Wilhelm wie aus einem Munde.

Der Advokat las weiter:

„Und ich erkläre hiemit, daß es mein Wille ist, daß die genannten Administratoren die jährlichen Zinsen für das ihnen anvertraute Kapital empfangen sollen, und dieses Einkommen in ihrem Namen zum Ankauf von Staatsobligationen verwenden, und zwar diese Ankäufe dergestalt zu wiederholen, daß dieselben mit dem ursprünglichen Kapital im Laufe von hundert Jahren eine runde Summe von neun Millionen Pfund Sterling und mehr, betragen, und ich verordne, daß die genannte runde Summe von da ab in zwei gleiche Hälften getheilt werden soll, und ich vermache die eine Hälfte davon dem direkten männlichen Erben des ältesten Sohnes meines ältesten Sohnes, mit gänzlicher Ausschließung der jüngeren Zweige meiner Familie und ihrer Nachkommen. Und was die andere Hälfte der genannten runden Summe betrifft, so ordne ich an, daß die genannten Administratoren dieselbe folgendermaßen anlegen und verwenden, d. h. erstens, daß sie im Bezirke von London ein Freigut von entsprechendem Umfange ankaufen und darauf unter der Aufsicht eines tüchtigen Architekten, ein schönes, dauerhaftes Gebäude

mit allen dazu gehörigen Wirthschaftshäusern erbauen lassen und „Die London-Trefaldener Wohlthätigkeitsanstalt," benennen sollen.

Und demnächst sollen sie heruntergekommenen Handwerkern, Kaufleuten, Schiffsmaklern, Fondsmaklern, armen Geistlichen, Advokaten und Aerzten, so wie den Wittwen und Waisen dieser respektiven Klassen permanente oder zeitweilige Geldhülfe gewähren, und wenn sie es für gut finden, sogar ehrlichen, aber unglücklichen Falliten Geld ohne Zinsen darleihen. Sie sollen auch die Vollmacht haben, in dieser Anstalt eine bestimmte Zahl armer, verdienter Personen, die entweder Wittwen oder Waisen von Bürgern Londons sind, aufzunehmen und für ihren Unterhalt zu sorgen, sie zu kleiden und erziehen zu lassen, so lange wie die Administratoren für gut achten.

Und damit dieses Institut gut eingerichtet, geleitet und erhalten wird, ersuche ich die obgenannten Administratoren, einen Plan für die Anstalt und deren Erhaltung zu entwerfen und dieselbe dem Oberkanzleidirektor zur Genehmigung zu unterbreiten. Im Falle aber, daß kein männlicher Erbe in direkter Linie von dem ältesten Sohne meines ältesten Sohnes vorhanden, die Hälfte der früher genannten runden Summe dazu zu verwenden, kleinere Anstalten ähnlicher Art in Manchester, Liverpool, Bristol und Birmingham zum Besten der verschiedenen, eben aufgezählten Klassen zu errichten, und ist es mein Wille, daß diese Anstalten alle nach den-

selben Gesetzen und Anordnungen geregelt werden sollen wie die Mutteranstalt, oder doch so ähnlich wie die Umstände es gestatten. Alsdann vermache ich den Rest und den Saldo meines kapitalisirten Vermögens, baren Geldes und alle Hypotheken, Waaren, Schulden, Gemälde, Silberzeug und Mobilien und all' mein sonstiges Eigenthum, über welches ich in diesem meinem Testamente nicht anderweitig, verfügt habe (nach Abzug der Zahlung für meine Schulden, Legate, Begräbniß- und Testamentsunkosten) meinen genannten drei Söhnen zu gleichen Theilen, und im Falle Uneinigkeit unter ihnen in Betreff der Theilung entstände, soll die Sache meinen Exekutoren, deren Entscheidung alsdann endgültig sein muß, überwiesen werden. Endlich ernenne ich meine Freunde Richard Morton, Erasmus Brooke, Daniel Schuttleworth und Mackenzie, alle in London wohnend und alle angesehene Kaufleute, zu Exekutoren meines letzten Willens.

So geschehen am Tage und im Jahre wie oben geschrieben, welches ich, Jakob Trefalden durch meine eigenhändige Unterschrift und Siegel bezeuge.

Jakob Trefalden.

„Daß obiges Testament von Jakob Trefalden in unserer Gegenwart als sein letzter Wille unterschrieben, gesiegelt und erklärt worden ist, bezeugen wir ihm hiedurch auf sein Verlangen und unterschreiben in seiner Gegenwart unsere Namen:

Gezeichnet
Nathaniel Murray
Alexander Lloyd."

Herr Beavington legte das Testament aus der Hand und nahm seine Brille ab. Die Brüder starrten ihn an, als wären sie aus Stein gehauen, Wilhelm Trefalden war der Erste, welcher sprach.

„Ich werde dies Testament angreifen," sagte er, bleich, aber mit fester, leiser Stimme. „Es ist ungültig."

„Es ist ein verdammter, unnatürlicher, infamer Betrug," stotterte Friedrich, von seinem Sitze aufspringend und die geballte Faust zornig gegen das offene Dokument ausstreckend. „Wenn ich gewußt hätte, was für ein verfluchter, alter Narr —"

„St! mein Herr! St, ich bitte Sie," unterbrach ihn der Advokat." „Lassen Sie uns die Todten ehren."

„Wahrhaftig! Herr Beavington, wir wollen die Todten ehren," sagte Kapitain Trefalden, indem er seine Hand schwer auf den Tisch niederfallen ließ, „aber ich will mich hängen lassen, wenn ich dies Dokument respektire! Wenn ich auch jeden Pfennig von den lumpigen fünf tausend Pfund daran setzen soll, so will ich die Sache durchsetzen und Gerechtigkeit verlangen."

„Geduld, Bruder Jakob — Geduld, Bruder Friedrich," sagte der jüngere Trefalden. „Ich sage Euch beiden, das Testament ist ungültig."

„Wie so, mein Herr?" fragte der Advokat lebhaft. „Wie so?"

„Durch die Verordnung über die todte Hand, welche erst vor einigen Jahren —"

„Im Jahre siebenzehn hundert und sechs und dreißig, im neunten Statut Seiner jetzt lebenden Majestät, des Königs Georg des Zweiten," unterbrach ihn Herr Beavington.

„— durchgegangen ist und welche verbietet, daß Land oder Geld zum Ankaufe von Land, zum Behufe wohlthätiger Zwecke in Administration gegeben werden."

Der Advokat nickte beifällig.

„Sehr wahr, sehr wahr — sehr gut, Herr Wilhelm;" sagte er, sich die Hände reibend; „aber Sie haben Eins vergessen."

„Was habe ich vergessen?"

„Daß ein Bürger von London nach den Gesetzen Londons, Land in London belegen, testamentarisch als unveräußerliches Gut vermachen kann; aber außerhalb der Stadt kann er kein Vermächtniß von todter Hand machen, und zum Beweise dessen kann ich Ihnen genau die Stelle anführen, wo es so heißt, Herr Wilhelm."

Herr Wilhelm legte die Hand mit einem unterdrückten Stöhnen an den Kopf.

„Dann, beim Himmel!" sagte er zitternd, „ist Alles aus."

Es war in Wahrheit Alles aus. Friedrich hatte mit Recht von dem Stolze gesprochen, den Jakob Trefalden auf sein Vermögen empfand. So groß es war, so beschloß er doch, es noch zu vergrößern und die Grundlage desselben noch breiter und tiefer zu machen. Einem noch ungeborenen Erben ein

kolossales Vermögen zu hinterlassen und eine wohlthätige Anstalt zu gründen, welche seinen Namen für alle Zeiten verewigen sollte, waren die beiden Pläne, welche dem alten Manne am meisten am Herzen lagen. Er hatte darüber gegrübelt, sie reifen lassen und seit manchem Jahre im Geheimen darüber triumphirt. Die Heirath von Kapitain Trefalden im November 1759 brachte die Sache nur rascher zum Abschluß. Gut war es für Jakob Trefaldens Söhne, daß sein Vermögen noch fünf und zwanzig tausend Pfund mehr betrug, als die halbe Million, welche ihnen durch die Finger geglitten, und auf immer für sie verloren war.

# Erstes Kapitel.

## Hundert Jahre später.

Als die Prinzessin im Märchen auf hundert Jahre entschlief, verfiel Alles in dem verzauberten Pallaste mit ihr zugleich in Schlaf. Der natürliche Lauf der Dinge stand still. Kein Haar erbleichte auf den Köpfen derer, die sich innerhalb seiner Mauern befanden. Keine Spinne überzog die Bilder mit ihren Netzen, kein Wurm zernagte die Bücher. Selbst der Burgunder im Keller wurde trotz des Jahrhunderts, das er dort gelegen, nicht älter. Kurzum, Nichts verfiel und Nichts gedieh. Ganz anders ging es in unserm in ewigem Fortschritt begriffenen England vom Frühjahr 1760 bis 1860 zu. Niemand schlief ein; Nichts stand still; Alles war Leben, Gährung und Streben. Dieses Streben mag vielleicht nicht immer die beste Richtung genommen haben. Manches Netz wurde gesponnen; einige Würmer betrieben ihr Werk; manche Irrthümer wurden begangen; aber jedenfalls herrschte kein Stillstand. Und wenn wir auf der einen Seite erröthen müssen,

wenn wir einzelner dieser Irrthümer gedenken, so schlagen doch auf der andern Seite unsere Herzen lauter, wenn wir auf die Werke der Liebe und Barmherzigkeit, auf die Triumphe der Wissenschaft, auf die Helden und Siege, welche dieses Jahrhundert hervorgebracht hat, blicken. Wir haben Amerika verloren, das ist wahr; aber wir haben Gibraltar gewonnen und Australien kolonisirt. Wir kämpften mit den Franzosen zu Meer und zu Lande in jedem Erdtheile, nur, Gott sei Dank! nicht in unserem eigenen. Wir schafften die Sklaverei in unseren Kolonien ab. Wir erleuchteten unsere große Stadt von einem Ende bis zum andern mit einem Lichte, das nur von der Helligkeit des Tages übertroffen wird. Wir waren die Erfinder eines Beförderungsmittels, mit dem man zwölf Meilen in der Stunde zurücklegen konnte, und welches in Europa nicht seines Gleichen hatte, und wir haben es außer Gebrauch gesetzt, um unser ganzes Land mit einem Netz von Eisenschienen zu überspinnen, auf welche der Reisende die Meile in einer Minute dahinfliegt. Wahrlich, ein wunderbares Jahrhundert! vielleicht das wunderbarste, welches die Welt seit ihrer Entstehung gesehen!

Und während dieser ganzen Zeit wuchs das Trefaldener Vermächtniß zu ungeheuren Proportionen an, verdoppelte, verdreifachte, vervierfachte sich, trug Zinsen auf Zinsen.

Anders erging es der Familie Trefalden. Sie hatte sich nur dürftig vermehrt, wie die Menschheit

im Durchschnitt, und hatte wenig Gelegenheit gehabt zu wachsen, wenn man diesen Ausdruck auf die Güter dieser Erde anwenden darf. Ein Zweig der Familie war gänzlich ausgestorben; von den andern beiden lebten nur noch drei Vertreter. Wir müssen einen Augenblick inne halten, um zu sehen, wie sich dies begab, aber nur einen Augenblick; denn von allen Bäumen, welche die Menschheit je kultivirt, ist der Geschlechtsbaum der dürrste. Er hat, dessen können wir sicher sein, nicht in Edens Garten gestanden, er wurzelt im Grabe; seine Früchte gleichen denen des todten Meeres — sie sind Staub und Asche.

Der ausgestorbene Zweig der Familie war derjenige, der mit Friedrich sproßte und verging. Diese Zierde der menschlichen Gesellschaft fand den Tod bei einer Prügelei im einem Wirthshause, ungefähr achtzehn Monate, nachdem das Testament verlesen war. Er hatte in dieser Zeit seine fünf tausend Pfund vollständig verbraucht, seinen Schneider ruinirt und den rechtschaffenen Besitzer eines Speisehauses an den Rand des Bankerottes gebracht. Er hinterließ auch sieben tausend Pfund Schulden; so daß er, wie Herr Horace Walpole gesagt haben soll, mit Kredit aus der Welt ging.

Wilhelm, der jüngste der Brüder, entschloß sich, nachdem er seine Aussichten vorsichtig nach allen Seiten hin geprüft hatte, das Geschäft wenigstens zum Theil fortzuführen. Zu diesem Zwecke ging er mit dem Geschäftsführer seines verstorbenen Vaters in Kompagnie; es war dies eine unschätzbare Per=

sönlichkeit, welche seit dreißig Jahren im Vertrauen des alten Jakobs gewesen war und jetzt, nach dem Tode des Prinzipals galt er in London für den Mann, der am meisten von Indigo verstand. Er hatte auch eine hübsche Summe in Staatspapieren und eine einzige Tochter, welche ihm in Islington den Hausstand führte. So bald es Wilhelm gelungen war genau zu erfahren, wie werthvoll die Vorzüge der jungen Dame waren, schlug er eine zweite Kompagnieschaft vor, ward angenommen und heirathete sie. Die Frucht dieser Verbindung war ein Sohn, Karl genannt, im Jahre 1770 geboren, der seines Vaters Kompagnon und dann sein Nachfolger wurde, und unter dessen Händen das alte Haus kräftig blühte. Dieser Karl, welcher erst spät heirathete, nahm die zweite Tochter eines reichen Direktors der ostindischen Kompagnie zur Frau, die ihm zwölf tausend Pfund mitbrachte. Sie beschenkte ihn mit vier Söhnen, von denen der älteste, Eduard, 1815 geboren, schon in der Wiege zu Indigo bestimmt wurde. Der zweite und der dritte starben schon in früher Kindheit und der jüngste, Wilhelm genannt, nach seinem Großvater, 1822 geboren, ward zum Rechtsgelehrten erzogen.

Der Vater dieser jungen Leute starb plötzlich 1844, ebenso wie Jakob Trefalden vor mehr als achtzig Jahren gestorben war. Sein ältester Sohn war sein Nachfolger in der Basinghallstraße. Der neue Prinzipal war jedoch ein starker, apathischer Junggeselle, der nur seinen eigenen Genuß berücksichtigte;

dem das Blut langsam in den Adern floß, dessen Verdauung träge — ein wahrer König des Nichtsthuns, ohne einen Martel, welcher ihn hätte leiten können. Er regierte nur sechs Jahre und starb 1850 daran, daß ihm eine Mockturtelsuppe zu Kopfe stieg; seine Angelegenheiten ließ er in hoffnungsloser Verwirrung zurück, und seine Bücher bestanden nur aus einer Sammlung sibyllinischer Blätter, die kein Buchhalter in London zu entziffern verstand. Mit ihm erlosch das Handlungshaus Trefalden; und sein Bruder, der Advokat, wurde auf diese Weise der einzige, lebende Vertreter des jüngsten Zweiges der Familie.

Aber kehren wir jetzt zu 1760, zu dem ältesten Zweige zurück.

Der ehrliche Kapitain Jakob, auf den die Verantwortlichkeit gefallen war, den Namen Trefalden fortzupflanzen, nahm seine fünf tausend Pfund mit einem Seufzer hin; gab kluger Weise jeden Gedanken daran, das Testament anzugreifen, auf; verkaufte sein Officierspatent und siedelte sich in einem entlegenen Winkel der Schweiz an; kaufte Land, Vieh und ein einfaches kleines mittelalterliches Schloß, auf dem sich ein ganzer Wald von Thürmchen, Giebeln und phantastischen Wetterhähnen erhob; und ahmte das patriarchalische Leben seines adoptirten Vaterlandes nach. Die Schweiz war damals das friedlichste, am besten regierte und am wenigsten kostspielige Ländchen in Europa. Kapitain Jakob war mit seinen fünf tausend Pfund ein Millionair im

Kanton Grison. Er hatte Anspruch auf einen Sitz im Landtage, wenn es ihm beliebte ihn einzunehmen, und auf eine Stimme, wenn es ihm beliebte dieselbe geltend zu machen, und jedes halbe Jahr machten er und die steifsten, alten republikanischen Aristokraten in Chur und Thuses sich gegenseitig Höflichkeitsbesuche. Aber es war nicht um dieser Vorzüge willen, daß er seine Stellung in diesem einfachen Orte, schätzte. Er liebte Gemüthlichkeit, Freiheit und frische Luft; er liebte das einfache, ländliche, häusliche Leben des Volkes. Er liebte es, so reich zu sein, um seinen armen Nachbaren helfen zu können — im Stande zu sein, dem Pastor einen neuen Rock zu schenken, oder der Kirche ein neues Taufbecken, oder den jungen Schützen des Distriktes eine silberne Uhr als Preis auszusetzen, wenn das jährliche Schützenfest stattfand. Alles dies hätte er in England für zwei hundert und funfzig Pfund jährlich, so schwer besteuert und belastet wie England damals war, nicht thun können. Und so kam es, daß der gute Soldat sein Patent einrahmen ließ, sein Schwert im Speisesaal über dem Kamin zum Rosten aufhing; pflanzte und drainirte, säete und erntete, zuweilen eine Gemse schoß und sich für immer als ein schweizer Landgutbesitzer niederließ. Dort lebte er mit dem Weibe seiner Wahl, genoß den Umgang einiger wenigen freundlichen Nachbaren, und ward der glückliche Vater eines Sohnes und zweier Töchter, denen er bei seinem Tode sein kleines Vermögen zu gleichen Theilen hinterließ, nach

seiner einfachen Ansicht von Gerechtigkeit und Liebe. Die Töchter verheiratheten sich und gingen fort, die eine nach Italien, die andere nach der Grenze von Deutschland. Der Sohn, welcher Heinrich genannt und im Jahre 1762 geboren worden war, nahm sein Drittheil des väterlichen Erbes in Empfang, wurde Landwirth und heirathete mit zwanzig Jahren. Es war eine nothwendige Folge, daß er viel ärmer sein mußte als sein Vater. Zwei Drittheile des besten Landes hatte er verkauft, um seinen Schwestern ihren Antheil auszuzahlen; er behielt aber doch das alte Schloß, (obwohl er nur einen Winkel desselben bewohnte) und wurde von seinen Nachbaren darum nicht minder geachtet. Hier lebte er in Einfachheit und Fleiß; pflügte oft selbst und kennzeichnete seine Schafe mit dem Brenneisen; und hier erzog er seine beiden Söhne Saxon und Martin, von denen der erste 1783 und der zweite 1786 geboren wurde. Dies war die ganze Familie, die ihm erwuchs. Es wurde ihm von Zeit zu Zeit noch ein Kind geboren, welches an seinem Heerde spielte und das halb verfallene Schloß mit seinem kindlichen Gelächter erfreute; sie starben aber alle in frühester Jugend und die Veilchen überwuchsen üppig die kleinen Gräber auf dem Kirchhof dort oben auf dem Berge.

Nun wußte Heinrich Trefalden recht gut, daß einer dieser Knaben oder ein Abkömmling einer dieser Knaben später einmal dieses große Vermächtniß erben mußte. Er wußte auch, daß es seine

Pflicht war, sie zu dieser großen Aufgabe, so gut seine ärmlichen Mittel es erlauben wollten, vorzubereiten, und er widmete sich dieser Aufgabe mit einer Liebe und einem Muthe, die nie erschlafften. Sie rechtschaffen, mäßig, nachsichtig und selbstverleugnend zu machen, sie (theoretisch) den wahren Nutzen des Reichthums zu lehren; sie gründlich in der Geschichte und den Gesetzen Englands zu unterrichten; ihnen, wenn möglich, Sympathie für England und einen reinen englischen Akcent beizubringen; sie in der Furcht Gottes, in der Liebe zur Wissenschaft und dem Ringen nach Vortrefflichkeit zu erziehen — das war die Aufgabe, an die Heinrich Trefalden sein Leben setzte, und die er würdig erfüllte.

Seine Knaben gediehen an Leib und Seele. Es waren beide prächtige Burschen; edel, einfach und wahr. Keiner von ihnen würde eine Lüge gesprochen haben, und wenn er sein Leben damit hätte retten können. Saxon war blond, wie es einem Sachsen geziemt. Martin hatte dunkle Augen und einen olivenfarbigen Teint wie seine Mutter. Saxon war thatkräftiger und athletischer; Martin lernbegieriger. Als sie älter wurden, zeichnete Saxon sich durch seine Geschicklichkeit im Erklettern der Berge, im Büchsenschießen und Gemsenjagen aus; Martin dagegen erklärte seinen Wunsch, protestantischer Geistlicher zu werden. Der ältere Bruder blieb also zu Hause, pflügte und pflanzte, säete und erntete, beschäftigte sich mit Jagen und Fischen, wie sein

Vater und Großvater vor ihm; und der jüngere trabte eines Morgens mit dem Alpenstocke in der Hand und seinem Felleisen auf dem Rücken nach Genf.

Die Zeit verging. Heinrich Trefalden starb; der junge Saxon ward das Haupt der Familie; und Martin kehrte von der Universität zurück, um eine Stelle als Hülfsprediger, ungefähr acht Meilen von der Heimath entfernt, anzunehmen. Im Laufe der Zeit starb auch der gute alte Pastor, der vor vielen Jahren des Knaben Schulmeister gewesen war; und Martin wurde Prediger in seinem Geburtsorte. Die Brüder wohnten jetzt beide mit ihrer Mutter in dem verfallenen Schlosse, jeder seinem kleinen Wirkungskreise vorstehend und nichts weiter begehrend. Sie waren sehr glücklich. Ihr stilles Thal war ihre Welt. Jene Alpen umschlossen ihre Wünsche. Sie wußten, daß in England ein großes Kapital sich häufte, welches Saxon eines Tages erben könne, wenn er so lange lebte; aber diese Zeit erschien ihnen so fern und die ganze Geschichte kam ihnen so nebel- und fabelhaft vor, daß die Brüder nie von dem Reichthum sprachen, der ihnen noch zufallen könne, es sei denn, daß sie darüber gelacht hätten, wenn sie Abends nebeneinander in der Weinlaube saßen. So verging wieder einige Zeit und dann starb die alte Madame Trefalden und die Brüder blieben allein in dem kleinen, grauen Schlosse. Man schrieb jetzt 1830; in noch dreißig Jahren mußte das ganze Vermächtniß ausgezahlt werden und wer von ihnen würde dann leben, um es zu erben? Saxon war schon ein be-

häbiger, kahlköpfiger Bergbewohner von sieben und vierzig, Martin ein grauhaariger Priester von vier und vierzig Jahren. Was sollten sie thun?

Als sie eines Abends im kalten Winter am warmen Heerde zusammen saßen, zogen die beiden alten Junggesellen die Sache in reifliche Ueberlegung. Auf dem Tische vor ihnen lag ein alter, verblichener Pergamentbogen, des Rathsherrn letzter Wille und Testament. Es hatte einst dem würdigen Kapitain Jakob gehört und war seitdem immer in der Familie geblieben. Sie hatten ihn hervorgeholt, um ihn bei ihren Berathungen zu Hülfe zu ziehen, und hatten ihn sorgfältig von Anfang bis zu Ende durchgelesen — ohne vielleicht viel klüger geworden zu sein.

„Es würde Dir gewiß zufallen, Martin, wenn ich zuerst stürbe," sagte der ältere Bruder.

„Du wirst nicht zuerst sterben," entgegnete der jüngere mit Bestimmtheit. „Du bist heute noch ebenso jugendlich, Sax, wie Du vor zwanzig Jahren warst." —

„Aber im natürlichen Laufe der Dinge" —

„Im natürlichen Laufe der Dinge hält ein starker Stoff länger als ein schwacher. Sieh Dich doch nur an, wie viel kräftiger Du bist als ich!"

Saxon Trefalden schüttelte mit dem Kopfe.

„Darum handelt es sich nicht," sagte er. „Die Hauptsache ist, würde das Geld Dir zufallen! Ich glaube es. Es heißt hier: „mit gänzlicher Ausschließung der jüngeren Zweige der Familie und ihrer Nachkommen." „Beachte es wohl — „die

jüngeren Zweige, Martin. Du bist nicht ein jüngerer Zweig; Du gehörst der älteren Linie an."

„Ja, Bruder, aber siehe nur, was vorher kommt. Geh' eine Zeile weiter zurück, und Du wirst sehen, daß es heißt: „dem direkten männlichen Erben des ältesten Sohnes meines ältesten Sohnes." Nun bist Du der älteste Sohn des ältesten Sohnes; aber ich bin nicht Dein direkter männlicher Erbe; ich bin nur Dein jüngerer Bruder."

„Das ist wahr," entgegnete Saxon. „Es scheint zweideutig zu sein."

„Alle Rechtssachen scheinen zweideutig zu sein, Sax," antwortete der Pastor, „und sind nach meiner Ansicht dazu bestimmt, zweideutig zu sein, um die Welt zu verwirren. Aber warum wollen wir uns überhaupt über das Testament den Kopf zerbrechen? Wir können nur die einfache Thatsache festhalten, daß Du der direkte Erbe bist, und daß das Vermögen Dir zufallen muß, wenn Du nach dreißig Jahren noch lebst."

Saxon zuckte die Achseln und zündete seine Pfeife mit einem Stück brennenden Föhrenholzes an, welches er aus dem Feuer zog.

„Bah! Mit sieben und siebenzig Jahren, wenn ich dann noch lebe!" rief er aus. „Was würde es mir dann noch frommen?"

Martin antwortete nicht, und sie schwiegen beide einige Minuten. Darauf warf der Pastor einen verstohlenen Blick zu seinem Bruder hin; hustete, starrte in's Feuer und sagte:

„Da ist nur ein Ausweg, Sax. Du mußt heirathen!“

„Heirathen!“ wiederholte der dicke Landwirth, ganz bestürzt.

Der Pastor nickte mit dem Kopfe.

„Heirathen? in meinem Alter? mit sieben und vierzig — nein, vielen Dank, Bruder. Daraus wird nichts, wenn ich mich selbst kenne.“

„Unser guter Vater wünschte es immer,“ sagte Martin.

Saxon antwortete nicht.

„Und in gewissem Sinne ist es Deine Pflicht, für einen Erben zu diesem Vermögen zu sorgen, welches —“

„Das Vermögen kann — ich bitte um Vergebung, Martin, aber was geht es mich und Dich an, was aus dem Vermögen wird, wenn wir Beide todt und dahin sind? Es würden dann Wohlthätigkeitsanstalten damit errichtet, und es würde auf die eine oder auf die andere Weise Gutes damit gestiftet werden. Es würde jedenfalls in bessere Hände fallen als in die meinen, dafür will ich einstehen.“

„Dessen bin ich nicht so sicher,“ erwiderte der Pastor. „Die öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten bewirken oft nicht so viel Gutes als ein Privatmann. Außerdem wäre es mir ein lieber Gedanke, daß ein Theil dieser großen Summe später einmal zum Besten unserer armen Brüder hier in der Schweiz verwendet werden könnte. Ich möchte gerne denken können, daß mit der Zeit ein guter Weg zwischen

Tamins und Flims entstünde; und daß die armen Hirten in Altfelden eine eigene Kapelle bekämen, statt zwei lange Meilen an jedem Sabbath hierherwandern zu müssen, und daß eine Brücke über den Hinterrhein, unten bei Ortenstein gebaut würde, wo des armen Rütli Kinder im letzten Winter ertranken, als sie mit der Fähre übersetzten."

Saxon rauchte schweigend weiter.

„Alles dies und noch viel mehr könnte geschehen," fuhr der Pastor fort, „wenn Du heirathen wolltest und einen Sohn bekämest, der das Vermögen erbte."

„Ha!" rief der Landwirth mit grimmigem Gesicht.

„Ueberdem," fuhr Martin schüchtern fort, „thäte uns ein Frauenzimmer im Hause noth."

„Wozu?" brummte Saxon.

„Um uns reinlich und menschlich zu erhalten, Saxon. Es war eine ganz andere Sache, als unsere gute Mutter noch lebte; das Haus sieht sich selbst nicht mehr ähnlich seit ihrem Tode."

„Wir haben ja den alten Bötsch," murrte Saxon. „Er ist ebenso gut wie ein Frauenzimmer. Er kocht, er backt Brot —"

„Er kocht?" widersprach der jüngere Bruder. „Nun, das Zicklein heute war beinahe roh, und der Hammelbraten gestern war beinahe zu Kohlen verbrannt."

Der rechtschaffene Landwirth strich sich den Bart und seufzte. Er konnte diese dumme Behauptung nicht widerlegen. Martin ersah seinen Vortheil und benutzte ihn.

„Es giebt nur ein Mittel," sagte er, „und das ist ein sehr einfaches. Wie ich Dir schon gesagt, Sax, Du mußt heirathen. Es ist Deine Pflicht."

„Wer wird mich heirathen?" stotterte Saxon kläglich.

„Nun, daran habe ich auch schon gedacht," erwiderte der Pastor in ermuthigendem Tone. „Da ist die älteste Tochter unseres Nachbars Klaus. Sie ist ein gutes, verständiges, häusliches Mädchen und würde ganz für Dich passen."

Der ältere Bruder machte ein saures Gesicht.

„Die ist fünf und dreißig Jahre alt, wenn nicht noch älter," sagte er, „und eine Schönheit ist sie auch nicht."

„Bruder Saxon," entgegnete der Pastor, „ich schäme mich Deiner. Was fragt ein verständiger Mann von sieben und vierzig Jahren nach Jugend und Schönheit bei seiner Frau? Marie Klaus ist überdem nur zwei und dreißig Jahre alt. Ich habe mich heute Morgen gerade ganz genau nach ihrem Alter erkundigt."

„Warum willst Du sie nicht selbst heirathen, Martin?" sagte der Landwirth. „Ich bin überzeugt, das wäre ebenso gut."

„Mein lieber Saxon, sieh doch nur das Testament an und beachte, daß es der direkte männliche Erbe von dem ältesten Sohn des ältesten Sohnes —"

Saxon Trefalden warf seine Pfeife in's Feuer und sprang mit einem Ausrufe in die Höhe, der ganz wie eine Verwünschung klang.

„Genug, Bruder, genug!“ unterbrach er ihn. Sprich nicht weiter — lege das Testament fort — ich will morgen ins Thal hinabgehen und sie fragen.“ —

Und so geschah es. Saxon Trefalden zog am nächsten Morgen seinen Sonntagsrock an und ging hin wie ein Lamm, das geopfert werden soll.

„Vielleicht wird sie mir einen Korb geben,“ dachte er, als er an Landwirth Klausens Thür anklopfte und die schöne Marie oben am Fenster erblickte.

Aber die schöne Jungfrau war nicht unerbittlich.

Sie heirathete ihn.

Und nachdem dieses glückliche Ereigniß stattgefunden, gab es keine schlecht zubereitete Mahlzeiten mehr. Das alte Haus ward ein Muster von Sauberkeit, und die junge Frau war ein wahrer Phönix von Sparsamkeit und Häuslichkeit. Sie reformirte Alles — die unglücklichen Brüder selbst mit eingeschlossen. Sie verbannte ihre Pfeifen, verdammte den alten Karo in sein Hundehaus, machte strenge Gesetze in Betreff der Stiefel, setzte jede Mahlzeit zu einer anderen Stunde an und machte die Beiden so unglücklich wie möglich. Das Schlimmste aber war, daß sie kinderlos blieb. Dies war das Bitterste von Allem. Sie hatten ihre Pfeifen, ihren Frieden und ihre Freiheit für Nichts dahin gegeben. Der arme Martin machte immer ein schuldbewußtes Gesicht, wenn irgend eine Anspielung auf diesen Gegenstand gemacht wurde.

So vergingen sieben Jahre, und dann versetzte Madame Marie das ganze Dorf in Erstaunen und die Brüder in Entzücken dadurch, daß sie ihren Gatten mit einem kräftigen Sohne beschenkte. Ein so prächtiges Kind war noch nie dagewesen. Er hatte blondes Haar und blaue Augen und seines Vaters Nase; sie nannten ihn Saxon; und die Glocken läuteten und der Erbe zu dem großen Vermögen war endlich geboren worden!

# Zweites Kapitel.

## Im Jahre 1860.

Zwei Personen saßen zusammen in einem Zimmer der ersten Etage, welche die Aussicht auf die Allee vor dem Kanzleihofe bot. Der Himmel war grau und kalt und trübe; und das Zimmer war noch grauer, kälter und trüber als der Himmel. Alles sah schmutzig und vernachlässigt aus. Der Rauch von Jahren, der durch den Regen rinnenförmig an den Scheiben heruntergelaufen war, hatte sich ordentlich zu einer Kruste verdichtet. Die Kasten mit Dokumenten auf dem Gesimse hinter der Thür, die schmutzigen Bücher in dem Bücherschranke, gerade dem Kamin gegenüber, die vergilbte Karte, welche darüber hing, die mit Bindfaden zusammengeschnürten Papiere auf dem Tische waren alle dick mit weißem Staube überzogen. Nichts Frisches und Helles war innerhalb dieser vier Wände zu sehen, mit Ausnahme eines ungeheuren feuerfesten Geldschrankes mit panellirten eisernen Thüren und glänzenden Wappenschildern, welcher in einer Nische neben

dem Kamin angebracht war. Es befanden sich nur zwei alte, mit Pferdehaar überzogene Stühle im Zimmer. Es lag nicht einmal ein Teppich auf dem Fußboden. Einen unbehaglicheren Ort konnte man sich nicht leicht außerhalb der Mauern eines Gefängnisses denken; und doch war er vielleicht nicht unbehaglicher als solche Räume gewöhnlich sind.

Es war Wilhelm Trefaldens, des Advokaten, Privatkabinet, und der Eingang war durch das düstere Vorzimmer, wo seine Schreiber saßen. In jedem Zimmer war eine Uhr und auf jedem Kaminsims ein Almanach. Die Zeiger der beiden Uhren wiesen auf halb fünf, und die Almanache zeigten beide an, daß es der zweite März des Jahres achtzehnhundert und sechszig sei.

In dem innern Zimmer saßen zwei Personen, der Advokat und einer seiner Klienten. Da er mit dem Rücken gegen das Fenster stand und das Gesicht theilweise mit der Hand bedeckt hatte, so waren Trefaldens Züge bei der zunehmenden Dunkelheit kaum erkennbar. Sein Klient — ein starker, bleicher Mann mit einem Wald von grauen Haaren um die gewaltigen Schläfen — saß ihm gegenüber; das Licht fiel gerade auf sein Gesicht, und er hatte die Hände über dem Griffe seines Regenschirmes gekreuzt.

„Ich bin gekommen, Herr Trefalden, um mit Ihnen über die Hypothek in Castletowers Gut zu sprechen.“

„Ueber die Hypothek in Castletowers Gut?“ wiederholte Herr Trefalden.

„Ja — ich glaube, ich kann mein Geld besser anlegen. Kurzum, ich wünsche zu kündigen.“

Der Advokat drehte sich noch etwas weiter vom Lichte ab und legte seine Hand noch etwas tiefer über die Augen.

„Wie glauben Sie, daß Sie Ihr Geld besser anlegen könnten, Herr Behrens?“ sagte er, nach einer augenblicklichen Pause.

„Es steht ausgezeichnet; es ist die einzige Schuld, mit der das Gut belastet ist, und was können Sie Besseres verlangen, als fünf Procent vom Kapital, in Grundeigenthum.

„Ich habe nichts dagegen einzuwenden, als Hypothek betrachtet,“ erwiderte der Klient; „aber — ich ziehe etwas Anderes vor.“

Herr Trefalden blickte scharf und fragend auf.

„Ich bin überzeugt, Herr Behrens, Sie sind ein zu kluger Mann,“ sagte er, „sich durch hohe Zinsen, die unsicher sind, verführen zu lassen.“

Der Klient lächelte spöttisch.

„Sie sind hoffentlich ein zu kluger Mann, Herr Trefalden,“ entgegnete er, „um Oliver Behrens einer solchen Thorheit für fähig zu halten? Nein, die Sache ist die: fünf Procent Zinsen sind mir jetzt nicht mehr so wichtig als vor sieben Jahren, und ich habe die Absicht, mir für diese fünf und zwanzig tausend Pfund Land anzukaufen.“

„Land?“ wiederholte der Advokat. „Mein lieber

Herr, es würde Ihnen kaum drei und ein halbes Procent einbringen."

„Das weiß ich," lautete die Antwort des Klienten.

„Aber es kommt mir nicht darauf an."

Wiederum trat eine Pause ein.

„Sie werden vermuthlich nicht eher kündigen wollen, als bis Sie etwas gesehen haben, wovon Sie glauben, daß es für Sie passen wird," bemerkte der Advokat ruhig.

„Ich habe schon etwas gesehen," erwiderte Herr Behrens.

„Wirklich?"

„Ja, in Worcestershire — ein hundert und dreißig Meilen von London."

„Ist das nicht etwas sehr entlegen für einen Geschäftsmann, Herr Behrens?"

„Nein, wie Sie wissen, habe ich meine Villa in Surrey, dicht neben Lord Castletowers Besitzthum."

„Richtig, haben Sie schon Schritte gethan, um diesen Kauf zu bewerkstelligen?"

„Ich habe den Advokaten, welche die Papiere darüber in Verwahrung haben, Ihre Adresse aufgegeben und habe sie ersucht, mit Ihnen über die Sache zu verhandeln. Ich verlasse mich auf Sie, daß die Urkunde darüber in Ordnung ist, wie sie sein soll."

Herr Trefalden nickte bejahend.

„Ich werde Ihnen Rath geben, so gut ich es vermag", entgegnete er. „Mittlerweile wünschen Sie

wohl, daß ich Lord Castletowers mit Ihrem Wunsche, die Hypothek zu kündigen, bekannt mache?"

„Das ist es gerade, weßhalb ich zu Ihnen gekommen bin."

Herr Trefalden nahm eine Feder und einen länglichen Streifen Papier hervor.

„Sie werden ihm natürlich zwölf Monate Zeit lassen?" sagte er in fragendem Tone.

„Gewiß nicht. Warum? Sechs sind nur stipulirt."

„Richtig; aber die Höflichkeit —"

„St! hier ist von Recht und nicht von Höflichkeit die Rede," unterbrach ihn der Klient.

„Aber ich fürchte, es wird Lord Castletowers eine ernstliche Verlegenheit bereiten," wandte der Advokat ein.

„Fünf und zwanzig tausend Pfund sind eine große Summe."

„Lord Castletowers Verlegenheit geht mich nichts an," unterbrach der Andere ihn kurz. „Ich bin ein Mann aus dem Volke, Herr Trefalden, und habe keinen Respekt vor dem Adel."

„Das ist wohl möglich, Herr Behrens," sagte Trefalden, noch immer mit mildem Ton; „aber Sie werden sich vielleicht erinnern, daß die Zinsen Ihnen immer mit der größten Genauigkeit ausgezahlt worden sind, und daß es sehr schwer für einen armen Edelmann ist — Lord Castletowers ist arm — in sechs Monaten eine so bedeutende Summe wie fünf und zwanzig tausend Pfund auffindig zu machen."

„Er fand die Zeit nicht zu kurz, als er mir die Verschreibung gab," antwortete Herr Behrens.

„Er bedurfte des Geldes," entgegnete Trefalden, mit kaum merklichem Achselzucken.

„Wohl, und jetzt bedarf ich desselben. Kommen Sie, Herr Trefalden, Lord Castletowers ist Ihr Klient, und Sie würden ihm gewiß gerne einen Gefallen thun; aber ich bin auch Ihr Klient — und gewiß ein besserer als er, glaube ich!"

„Ich hoffe, Herr Behrens, daß ich nie versuchen werde, einem meiner Klienten eine Gefälligkeit auf Kosten eines andern zu erweisen," entgegnete der Advokat steif. „Wenn Sie glauben, daß ich so etwas thun würde, so thun Sie mir sehr unrecht."

„Ich glaube, Herr Trefalden, daß Sie wie die meisten Leute mehr Respekt für einen Lord, als für einen Wollhändler haben," antwortete der Mann aus dem Volke, indem ein hartes Lächeln seinen Mund umspielte. „Aber ich tadle Sie deshalb nicht. Sie sind ein Mann von Stande, und alle Leute von Stande haben dieses Vorurtheil...."

„Ich bitte um Verzeihung," sagte Herr Trefalden. „Ich habe kein solches Vorurtheil. Ich bin der Sohn eines Kaufmanns, und meine Vorfahren sind seit Jahrhunderten Kaufleute gewesen. Aber das gehört ja nicht hierher. Lassen Sie uns mit unserem Geschäfte fortfahren. Ich habe also Auftrag von Ihnen, Herr Behrens, Lord Castletowers anzukündigen, daß die Hypothek in sechs Monaten fällig ist?"

Herr Behrens nickte, und der Advokat notirte sich die Sache.

„Und ich muß annehmen, daß wenn Lord Castletowers um noch sechs Monate Aufschub bitten sollte, Sie nicht geneigt sind, sie ihm zuzugestehen?“

„Gewiß nicht.“

Trefalden legte seine Feder aus der Hand.

„Wenn er das Geld nicht bekommen kann,“ sagte der Wollhändler, „so laß ihn das alte Gut verkaufen. Ich will's ihm abnehmen.“

„Soll ich Lord Castletowers das sagen?“ fragte Herr Trefalden mit einem leichten Anflug von Sarkasmus.

„Wenn Sie wollen. Aber dahin wird es nicht kommen, Herr Trefalden. Sie sind ein reicher Mann, bah! Sie brauchen nicht mit dem Kopfe zu schütteln — Sie sind ein reicher Mann, und Sie werden ihm das Geld leihen.“

„Sie sind wirklich sehr im Irrthum,“ sprach der Advokat, indem er aufstand. „Ich bin ein sehr armer Mann.“

„Ja, das sagen Sie natürlich; aber ich weiß, was die Welt von Ihrer Armuth hält, Herr Trefalden. Nun, guten Morgen. Sie sehen bleich aus; Sie arbeiten zu angestrengt und denken zu viel. Das ist immer der Fall bei solchen gelehrten, sparsamen Leuten. Sie sollten sich mehr schonen.“

„Bah! wie kann ein Junggeselle sich schonen?“ sagte der Advokat mit mattem Lächeln.

„Das ist wahr; Sie müssen sich nach einer reichen Parthie umsehen.“

Der Advokat schüttelte den Kopf.

„Nein, nein,“ sagte er. „Ich ziehe die Freiheit vor. Guten Morgen.“

„Guten Morgen.“

Herr Trefalden gab seinem Klienten das Geleit durch das Vorzimmer, lauschte einen Augenblick seinem schweren Tritt, als er die Treppe hinabging, stürzte in sein Kabinet zurück und verschloß die Thür hinter sich.

„Guter Gott!“ rief er leise und aufgeregt, „was soll ich jetzt anfangen? das ist mein Ruin, — mein Ruin!“

Er ging einige male unruhig im Zimmer auf und ab, warf sich dann auf seinen Stuhl und vergrub das Gesicht in die Hände.

„Er mochte wohl sagen, ich sähe bleich aus,“ murmelte er. „Ich fühlte es, wie ich bleich wurde. Es kam mir wie ein Donnerschlag. Ich, ein reicher Mann, wahrhaftig! Ich, fünf und zwanzig tausend Pfund zu meiner Verfügung! Barmherziger Himmel! Was soll ich thun? An wen kann ich mich wenden? Welche Sicherheit kann ich bieten? Und nur sechs Monate Kündigung. Ich bin verloren! Ich bin verloren!“

Er stand auf und ging nach dem großen feuerfesten Schrank neben dem Kamin. Seine Hand zitterte so, daß er den Schlüssel kaum in's Schloß stecken konnte. Er schlug die schweren, mit Eisen

beschlagenen Thüren zurück und nahm ein zusammengefaltetes Pergamentblatt hervor, worauf geschrieben stand: „Hypothekschein von Gervase Leopold Wynncliffe, Grafen von Castletowers an Oliver Behrens, wohnhaft Breadstreet in London.“ Er legte dies Dokument auf sein Pult und setzte sich wieder auf seinen Platz und las es sorgfältig von Anfang bis zu Ende durch. Während er damit beschäftigt war, nahm sein Gesicht einen immer sorgenvolleren Ausdruck an, und seine Wange wurde noch bleicher. Als er an die Unterschriften kam, schob er es mit einem bittern Seufzer fort.

„Kein Haar darin zu finden!“ stöhnte er. „Kein Vorwand zu finden, um den schlimmen Tag auch nur um eine Woche weiter hinaus zu schieben! Was bin ich für ein Thor gewesen, daß ich glaubte, ich könnte es jemals ersetzen! Und doch, was konnte ich thun? Ich mußte es haben. Wenn es morgen wieder so käme, würde ich es wieder thun. Ja, beim Himmel! das würde ich, und möchten auch die Folgen sein, welche sie wollten.“

Er hielt inne, erhob sich abermals und legte den Hypothekenschein wieder in den feuerfesten Schrank.

„Wenn ich nur wagen dürfte, ihn zu verbrennen!“ sagte er, indem er einen zögernden Blick nach dem Feuer warf. „Oder wenn —“

Er nahm einen Brief vom Tische und betrachtete die Aufschrift einige Augenblicke.

„Oliver Behrens!“ sprach er vor sich hin. „Eine dreiste Hand, etwas deutsch, wie der kleine Schnörkel

am D andeutet, leicht nachzuahmen; aber dann die Zeugen. — Nein, nein, unmöglich! Dann lieber auswandern als das riskiren. Wenn es zum Aeußersten kommt, bleibt mir noch immer Amerika."

Und damit sank er wieder auf seinen Stuhl hin, stützte das Kinn in die Hände und verfiel in tiefes, schweigendes Nachdenken.

# Drittes Kapitel.

## Entschlossen.

Als Wilhelm Trefalden so in seinem kleinen, düsteren Kabinet saß, ermüdet vom Denken, theilten sich die Wolken im Westen, und der letzte Schimmer des Tageslichtes fiel auf sein Antlitz. Auf sein bleiches, strenges Antlitz, daß eine eigenartige Schönheit besaß, welche ein gewöhnliches Auge gar nicht gesehen haben würde. Für die meisten Leute war Wilhelm Trefalden nur ein „gescheidt aussehender," feiner Mann. Angezogen durch die hohe Stirn, welche buchstäblich die Symmetrie seines Gesichtes störte, bemerkten sie kaum seine sonst so fein geschnittenen Züge. Die klare Bläße seines Teints, die zarte Bildung des Mundes und des Kinnes wurden von solchen oberflächlichen Beobachtern gänzlich außer Acht gelassen. Selbst seine großen, braunen, strahlenden Augen verloren viel von ihrem Glanze unter dieser vorragenden, mächtigen Stirn. Er war acht und dreißig Jahre alt, sah aber älter aus. Er hatte dichtes, dunkles Haar, in das sich hier und

dort schon ein Silberfaden mischte. Wenn auch schlank, war er doch außerordentlich gut gebaut, ja in einem so außerordentlichen Grade, daß es schien, es sei ihm unmöglich, sich ungraziös zu bewegen. Seine Hände waren weiß und geschmeidig; seine Stimme sanft; sein Wesen ernst und artig. Ein sehr scharfes und geübtes Auge mochte vielleicht unter dem Ernste und der Artigkeit eine nervöse Reizbarkeit entdecken, eine Reizbarkeit, die zu beherrschen und zu verbergen, Wilhelm Trefalden sein ganzes Leben hindurch bemüht gewesen war, und in seiner Umgebung befand sich auch kein Lavater, der sie trotzdem entdeckt hätte. Das Eis affektirter Zurückhaltung hatte sich wie eine Rinde über das innere Feuer gesetzt. Seine eigenen Schreiber, welche ihn an den drei hundert und dreizehn langen Tagen in jedem langen Jahre sahen, hatten ebenso wenig eine Ahnung von dem Seelenleben ihres Chefs, als der erste beste Fremde, der in der Allee vor dem Kanzleihofe an ihm vorüberstreifte. Sie sahen ihn nur, wie alle Andern ihn sahen; sie dachten über ihn, wie alle Andern über ihn dachten. Sie wußten, daß er eingehende und ausgebreitete Kenntnisse in seinem Berufe, einen eisernen Willen und einen unerschöpflichen Vorrath von Energie besaß. Sie wußten, daß er zwölf bis vierzehn Stunden hintereinander an seinem Pulte festgenagelt sitzen konnte, wenn dringende Geschäfte abzumachen waren. Sie wußten, daß er einen schäbigen Rock trug, jeden Tag nur ein paar trockene Zwiebacke zum Frühstücke aß, keine

Freundschaften anknüpfte und keine Einladungen annahm, und die Adresse seiner Privatwohnung selbst vor seinem ersten Schreiber auf's Sorgfältigste verbarg. Ihnen war er ein ernster, strebsamer, vorsichtiger und kluger Mann; der etwas geizig in seinen Ausgaben war, sein Privatleben in ein ärgerliches Schweigen hüllte und augenscheinlich nur darauf bedacht war, Reichthümer anzuhäufen. Ihre Schlußfolgerungen waren ungefähr ebenso richtig, als diejenigen des Kardinalkonklaves, welches den Papst Sixtus den Fünften um keiner andern Verdienste willen, als seines Alters und seiner muthmaßlichen Schwäche halber, wählte.

In kummervolle Gedanken verloren, blieb Wilhelm Trefalden vor seinem Pulte sitzen, in derselben Stellung, bis es ganz dunkel geworden und die Lampen unten auf der Straße angezündet wurden. Ein paar Mal seufzte er und regte sich unruhig; aber seine Augen hatten noch immer denselben starren Ausdruck, und er erhob den Kopf nicht einmal. Endlich schien er plötzlich zu einem Entschlusse zu kommen. Er stand auf, zog die Glocke, zerknitterte das Memorandum, welches er nach Herrn Behrens Angabe gemacht und warf es in's Feuer.

Die Thüre öffnete sich, und ein rothhaariger Schreiber trat ein.

„Bringen Sie mir meine Arbeitslampe, und bitten Sie Herrn Keckwitch zu mir zu kommen," sagte Trefalden.

Der Schreiber verschwand, und gleich darauf trat Herr Keckwitch, mit der Lampe in der Hand, ein.

„Setzen Sie den Schirm über die Lampe, Keckwitch," rief Herr Trefalden ungeduldig, als der Schein derselben voll auf sein Gesicht fiel. „Die Blendung ist wahrhaftig nicht auszuhalten!"

Der erste Schreiber kam dem Befehle langsam nach; beobachtete seinen Chef aber dabei fortwährend, indem er unter den Wimpern hervor nach ihm hinschielte.

„Sie haben nach mir verlangt, Herr Trefalden," sagte er mit heiserer Stimme.

Es war ein kleiner, fetter, bleicher Mann, der einen ebenso kurzen Hals hatte, wie eine Schnapsflasche. Seine Augen waren klein und beinahe farblos. Seine Ohren hatten schon so viele Generationen von Federn gehalten, daß sie wie die Henkel einer klassischen Vase von seinem Kopfe abstanden, und seine Stimme war immer heiser.

„Ja. Wissen Sie, wo die Kopie von dem Testamente meines Urgroßvaters liegt?"

„Von Jakob Trefalden, der im Jahre 1760 starb?"

Der Advokat nickte.

Der erste Schreiber nahm die Sache in ruhige Ueberlegung und trommelte nachdenklich mit seinen fetten Händen auf seiner Weste herum.

„Ja, Herr Trefalden," sagte er nach einer kurzen Pause; „ich glaube, ich werde sie schon finden können."

„Dann bitte, suchen Sie sie. Wer ist im Vorzimmer?"

„Nur Herr Gerkin."

„Sagen Sie Gerkin, er möge ausgehen und mir einen Bradshawe für den Kontinent holen."

Keckwitch zog sich zurück; schickte den rothhaarigen Schreiber ab; nahm einen staubigen Kasten mit Dokumenten aus seinem noch staubigeren Eckschranke heraus; zog daraus das alte vergilbte Pergament hervor, nach dem sein Chef soeben gefragt hatte und schob dasselbe unter den Deckel seines Pultes. Nachdem er dies gethan hatte, nahm er einen Arm voll alter, vermoderter Dokumente von einem andern Brette aus demselben Schranke und verstreute sie ringsum auf's Pult und den Fußboden. Gerade, als er mit diesen Vorbereitungen fertig war, kehrte Gerkin athemlos, mit dem Buche in der Hand, zurück und Herr Keckwitch brachte es hinein.

„Und das Testament?" fragte Trefalden, ohne auch nur die Augen von einem alten Atlas, in dem er studirte, aufzuschlagen.

„Ich bin dabei, es zu suchen, Herr Trefalden," antwortete der erste Schreiber.

„Schön."

„Gerkin kann wohl gehen, Herr Trefalden? Es ist schon nach halb sechs."

„Natürlich, und Sie auch, wenn Sie das Dokument gefunden haben."

„Keckwitch zog sich wieder zurück, entließ den dankbaren Gerkin, setzte sich an sein Pult und begann mit vieler Ueberlegung das Testament zu lesen.

„Was soll es bedeuten?" murmelte er gleich

darauf, als er mit einem Finger seiner fetten Hand bei dem Anfangssatze stille hielt. „Was ist verkehrt gegangen? Irgend etwas muß passirt sein; ich hörte es an seiner Stimme, und ich sah es seinem Gesichte an, und er wußte auch, daß ich es sehen würde; das merkte ich, als er mir zurief, ich solle den Schirm auffetzen. Was ist los? Warum sucht er auf der Landkarte herum? Wozu will er das Testament sehen? Er hat doch sonst nie darnach gefragt. Ich weiß, ihm fällt kein rother Heller davon zu. Ich habe es schon früher gelesen. Aber ich will es doch noch einmal lesen. Man kann nie genug von den Privat-Angelegenheiten seines Chefs wissen. Uebrigens ist nicht viel Aussicht dazu, viel von den seinen zu erfahren; er hält sie so verdammt geheim."

Er las wieder etwas weiter und hielt dann auf's Neue inne.

„Warum ließ er sich den Bradshawe für den Kontinent holen?" sprach er zu sich selbst. „Warum läßt er mich gehen, da hier so viel zu thun ist, wie er weiß. Er will mich los sein — aber warum? Wo will er selbst hin? Was hat er vor? Abel Keckwitch, Abel Keckwitch, mein bester Freund, halte Deine Augen hübsch offen!"

Und mit diesem Ausruf machte er sich über das Dokument her und fuhr eifrig fort, darin zu lesen.

„Nun, Keckwitch," rief Herr Trefalden aus dem innern Zimmer heraus, „haben Sie das Testament noch nicht gefunden?"

„Noch nicht, Herr Trefalden," entgegnete dieser

redliche Mensch, der mittlerweile halbwegs damit durch war. „Aber ich habe einen Kasten mit alten Pergamenten umgekehrt, und ich glaube gewiß —"

„Schon gut. Sehen Sie genau nach und sobald Sie es gefunden, bringen Sie es mir."

„Es wird sich finden, sobald ich es durchgelesen habe," murmelte Keckwitch vor sich hin.

Und so geschah es, fünf Minuten später, als Keckwitch damit in der Thüre, die in seines Chefs Zimmer führte, erschien.

„Gefunden? Das ist schön!" rief der Advokat, indem er begierig die Hand darnach ausstreckte.

„Ich weiß es nicht gewiß, Herr Trefalden," sagte der Schreiber mit lobenswerther Bescheidenheit. „Wollen Sie es nicht gefälligst ansehen?"

Trefaldens Finger umschlossen das Dokument fest; aber seine Augen blitzten, indem er sie in Abel Keckwitchen's farblose Sterne tauchte und dort einen Augenblick ruhen ließ, bevor er die Aufschrift betrachtete.

„Herr!" sagte er, mit etwas verändertem Tone.

„Ja — es ist ganz richtig, ich danke Ihnen. Gute Nacht."

„Gute Nacht, Herr Trefalden."

Herr Trefalden blickte ihm argwöhnisch nach und fuhr fort dies zu thun, nachdem die Thüre sich zwischen ihnen geschlossen hatte..

„Der Mensch ist ein Verräther," sprach er bei sich selbst. „Nur ein Spion hat so wenig Neugierde.

Es sollte mich nicht wundern, wenn er das Blatt erst durchgelesen hätte."

Dann erhob er sich, schloß die Thür, putzte die Lampe, schlug sich den Gedanken aus dem Kopfe und fing an das Testament zu lesen. Während er es las, verfinsterte sich seine Stirn, und sein Mund nahm einen strengen Ausdruck an. Bald darauf schob er das Dokument bei Seite und schrieb eine Reihe Ziffern nach der andern auf ein Stück Löschpapier. Dann blickte er wieder in das Testament hinein und dann wieder auf die Ziffern, und immer finsterer runzelte er die Stirn. Welch eine Mischung von Hoffnung und Zweifel, von Spekulationen und Kalkulationen irrten in dem Labyrinthe seines geschäftigen Geistes umher! Zuweilen saß er in stilles Grübeln versunken; zuweilen murmelte er leise zwischen den Zähnen; aber so unhörbar, daß, wenn auch ein Lauscher vor der Thür gestanden hätte, (wie es vielleicht der Fall war) so würde er doch keine Silbe verstanden haben.

Er nahm einen kleinen Kalender, der auf einer Karte gedruckt war, in die Hand und zählte die Wochen vom vierten März bis zum dritten April. Es waren nicht voll fünf; nicht ganz fünf Wochen, bis dieses lange, lange Jahrhundert abgelaufen war, während dessen Jakob Trefalden's halbe Million Zinsen auf Zinsen getragen hatte — während dessen ganze Generationen geboren waren, gelebt hatten und vergangen waren. Guter Himmel! zu welcher Summe war sie angewachsen. Aus einer halben

Million waren neun Millionen, fünf hundert und zwei und funfzig tausend, vier hundert und einige Pfunde geworden! Worte — leere Worte! Sein Hirn vermochte nicht, diese Summe zu realisiren. Ebenso gut hätte er versuchen können, die Entfernung zwischen der Erde und der Sonne zu realisiren. Und dieses riesenhafte Vermächtniß sollte einem Wohlthätigkeitsinstitute und einem Erben zu gleichen Theilen zufallen. — Die Hälfte! Selbst die Hälfte war noch so ungeheuer, daß sie seinem Verstande nicht greifbar war. Selbst die Hälfte belief sich noch auf vier Millionen, sieben hundert und sechs und siebenzig tausend, zwei hundert und einige Pfunde. Bah! Beides war so unbegreiflich, daß die Hälfte seiner Einbildungskraft ebenso viel Spielraum ließ, als das Ganze.

Er ergriff die Feder und überschlug die Rechnung flüchtig. Angenommen, man rechnete das Einkommen davon zu fünf Procent? Ha, das konnte man doch wenigstens fassen. Dann würde es ungefähr zwei hundert und acht und dreißig tausend Pfund jährlich betragen! Wahrlich, ein glänzendes Einkommen, aber doch weniger, als mancher englische Edelmann einzunehmen hat; und nicht einen Heller mehr, als selbst ein armer Teufel von Anwalt, wie er, leicht und angenehm verbrauchen könnte!

Dieses fürstliche Vermögen hätte sein werden können — ja, wäre sein geworden, wenn nicht der verfluchte Umstand mit der Geburt wäre! Es hätte sein werden können; und wem würde es nun zufallen?

Einem Fremden — einem Ausländer — der wahrscheinlich ein unkultivirter Bauer, dem vielleicht sogar die Sprache seiner Väter unbekannt war! O, welche bittere Ungerechtigkeit! Hatte er nicht wenigstens ein ebenso großes Anrecht an diesen Reichthum? Stand er nicht in demselben verwandschaftlichen Verhältniß zu dem Erblasser? Wie war es mit den Gesetzen von der ewigen Gerechtigkeit der Natur zu vereinigen, daß der Abkömmling des ältesten Sohnes im Ueberfluß schwelgen sollte, während er, der Nachkomme des jüngsten, am Rande des Verderbens stand? Wäre es wenigstens zu gleichen Theilen an die Ueberlebenden gefallen, so wären Beide doch reich geworden; aber so —

Er erhob sich, bleich und aufgeregt und schritt unruhig im Zimmer hin und her.

Aber so! — war es nicht offenbar, daß dieser Erbe sein Feind von Natur war und ihn beraubt hatte. Hatte er nicht Ursache, ihn zu hassen? Erhebt nicht ein Verzweifelnder die Hand gegen Jeden? Aber erhebt er sie nicht zuerst gegen den, der ihm das schwerste Unrecht zugefügt hat? Wilhelm Trefalden war ein verzweifelter Mann. Hatte er sich nicht jene fünf und zwanzig tausend Pfund, welche Lord Castletowers ihm vor zwei Jahren zur Tilgung der Hypothek bezahlt hatte, angeeignet und starrte ihm nicht Verderben und Entdeckung entgegen? Seinen ehrlichen Namen, seine Sicherheit hatte er mit einem schrecklichen Wurf, der nur ihm allein bekannt war, verspielt; und sollte er sich jetzt scheuen,

seinem Feinde, welcher der Besitzer von Millionen war, den Krieg zu erklären?

Er lächelte; es war ein eigenthümliches Lächeln, voll Kraft und Trotz, und glitt dabei mit den Fingern über die schwarzen Linien der Karte hin. Von Dover nach Calais — von Calais mit der Eisenbahn nach Basel — von Basel nach Zürich, — von Zürich nach Chur. Mit Chur ist die Eisenbahn zu Ende; es konnte aber nicht weit von dort nach dem Orte sein, wo die ausgewanderten Trefaldens wohnten. Er würde drei Tage brauchen, um dahin zu kommen, vielleicht drei und einen halben — vielleicht auch vier. Er wollte morgen abreisen.

Nachdem er diesen Entschluß gefaßt, wurde er augenblicklich ruhig und verfuhr wie immer sachgemäß. Jede Spur von Aufregung verschwand von seinem Gesichte, wie ein Hauch von der Oberfläche eines Spiegels. Er steckte den Bradschawe in die Tasche, kritzelte flüchtig einige Zeilen an seinen ersten Schreiber, verbrannte das mit Ziffern beschriebene Löschpapier sorgfältig an der Flamme der Lampe und beobachtete, wie es in der todten Asche des Kamins verglomm; verschloß sein Pult, untersuchte, ob der feuerfeste Schrank auch wohl verwahrt sei; sah auf die Uhr und schickte sich an fortzugehen.

„Schon ein Viertel vor sieben!“ rief er aus, indem er die Thür aufschloß. „Ich werde heute Abend spät nach Hause kommen!“

Er hatte laut gesprochen, denn er glaubte sich

allein; hielt aber inne, als er Keckwitch gewahrte, der eifrig zu schreiben schien.

„Sie hier, Keckwitch!“ sagte er, die Stirne runzelnd. „Ich sagte Ihnen, Sie könnten gehen.“

„Ja, das thaten Sie, Herr Trefalden,“ entgegnete der Schreiber ruhig; „aber der Kontrakt zwischen Heywood und Brennett mußte noch aufgesetzt werden, und deshalb mochte ich keinen Vortheil von Ihrer Güte ziehen.“

Trefalden biß sich auf die Lippen.

„Ich hatte Ihnen grade ein paar Zeilen geschrieben, um Ihnen mitzutheilen, daß ich die Stadt auf vierzehn Tage verlassen werde,“ sagte er. „Schicken Sie mir alle Briefe nach, welche mit „privatim“ bezeichnet sind.“

„Wohin, Herr Trefalden?“

„Sie werden die Adresse hier finden.“

Und damit warf Herr Trefalden seinem Schreiber das Billet auf's Pult und wandte sich der Thür zu.

„Freut mich, daß Sie sich doch endlich einmal ein Vergnügen machen wollen,“ bemerkte Keckwitch ohne eine Spur von Ueberraschung oder Neugierde in seinem stumpfen Antlitz zu zeigen.

„Bitte um Verzeihung für meine Dreistigkeit.“

Sein Chef zögerte einen Augenblick, bevor er antwortete.

„Ich danke Ihnen,“ sagte er, „aber es ist nicht der Zweck meiner Reise, mich zu amüsiren. Ich will

einen Verwandten besuchen, den ich schon zu lange vernachlässigt habe. Gute Nacht."

Damit verließ er das Zimmer und ging langsam die Treppe hinab. Auf dem Flur blieb er stehen, um zu lauschen; dann trat er auf die Straße und ging bis in die Mitte des Fahrweges, um nach den Fenstern hinauf zu blicken.

„Sonderbar!" murmelte er; „aber ich habe den Menschen noch nie so verdächtig gefunden als heute Abend!"

Dann blickte er nach rechts und links, knöpfte sich den Rock fester über der Brust zu, denn der Märzwind wehte scharf, und ging dann tapfer die Allee hinunter, in der Richtung von Holborn. Als er sich dem Ende der Allee näherte, da wo sie in die große Fahrstraße mündet, kam ihm plötzlich ein Gedanke, und mit einer schnellen Bewegung bog er in die Vertiefung eines altmodischen Thorweges ein. Er war mehrere Ellen von jeder Lampe entfernt, und so dunkel und tief wie ein Schilderhaus. Dort wartete er mit gespanntem Ohr und angehaltenem Athem.

Gleich darauf hörte er durch das laute Gesumme des Lebens und Treibens einen Schritt näher kommen — einen so leichten, schnellen Schritt, daß er anfänglich glaubte, er müsse sich irren. Aber bald entdeckte sein geübtes Ohr ein schweres Keuchen beim Athemholen des Laufenden.

„Der Schurke!" rief er, erhob den rechten Arm,

biß die Zähne zusammen und stand so zum Sprunge bereit.

Die Anzeichen der Beklemmung wurden deutlicher — die Schritte wurden langsamer, hielten inne, kamen wieder näher — und Abel Keckwitch erschien keuchend und verwirrt grade dem Thorwege gegenüber; das Verschwinden des darin Verborgenen hatte ihn offenbar irre geführt.

Er wurde aber nicht lange in Zweifel gelassen. Schnell wie ein Panther fuhr Wilhelm Trefaldens Hand auf seinen Mann nieder; von einem kräftigen Schlage getroffen, fiel er taumelnd und schwindelnd gegen die Mauer. Man mußte erstaunen, welche Muskeln von Stahl und Eisen diese weiße, schlanke Hand verbarg.

„Hund!“ sagte er wüthend, „wagst Du es meinen Fersen zu folgen? Dies ist nicht das erste Mal, daß ich Verdacht schöpfe; aber ich rathe Ihnen, lassen Sie es das letzte Mal sein, daß ich Sie dessen überführe. Ja, Sie mögen wohl finster blicken, aber, bei dem Himmel, der über uns ist! schwöre ich, wenn ich Sie wieder dabei betreffe, werden Sie es bis an Ihren Tod bereuen. Da! freuen Sie sich, daß ich Sie so leichten Kaufes davon lasse.“

Und nachdem er dies gesagt hatte, ging Wilhelm Trefalden ruhig weiter, ohne auch nur einen Blick auf die entzückten Gassenbuben zu werfen, welche den Vorgang von der andern Seite der Straße aus beobachtet hatten.

Was Abel Keckwitch anbetrifft, so suchte er den

Athem und das Gleichgewicht, so gut es gehen wollte, wieder zu gewinnen; obgleich er dazu etwas Zeit bedurfte und zu seiner Beschämung gezwungen war, sich auf die nächste Haustreppe niederzusetzen. Als er endlich in der Lage war, wieder umzukehren, stand er auf und ballte die fette Faust in leidenschaftlicher, ohnmächtiger Wuth und sandte ihm nicht laut, aber innerlich eine Fluth von Verwünschungen nach.

„Ich will mich rächen," schnaubte er noch heiserer als sonst. „Ich werde mich an Ihnen rächen, Herr Trefalden, und wenn ich dafür sterben muß! Sie verbergen etwas, aber Sie sollen es nicht länger vor mir verbergen. Ich werde herausbringen, wo Sie wohnen und wo Sie mit Ihrem Gelde bleiben. Ich werde das Geheimniß Ihres Lebens ausfindig machen, bevor ich mit Ihnen fertig bin, und dann wollen wir sehen, wer Herr sein wird!"

# Viertes Kapitel.

## Schloß Rotzberg.

Von den vielen hundert Meilen, welche der große Rhein von seiner Quelle in dem Gletscherlande bis zu seiner Ausmündung in die Untiefen des Zuyder Sees durchfließt, ist keine Gegend so reich an Interesse, so wild, so ursprünglich und unbetreten, als das tiefe, einsame Thal, welches zwischen Chur und Thusis im Kanton Grison liegt. Der Reisende, der nach dem Splügen will, der Künstler, der nach Italien dürstet, beide eilen auf der Landstraße vorüber, ohne auch nur einen Blick oder einen Gedanken für die grauen Bergesspitzen über sich oder die felsigen Flußbetten zu ihren Füßen, über zu haben. Sie ahnen nicht, welche köstliche, grüne Thäler, welche verschlungene Hohlwege, welche sagenhafte Ruinen und duftende Tafelländer mit Alpenrosen und den purpurnen Blüthen des Enzians geschmückt, zwischen den Abhängen und Päßen der Berge unbesucht rund um sie her liegen. Noch weniger träumt ihnen davon, daß an einigen dieser ver-

fallenen Thürme, an denen sogar der Epheu verwelkt ist, Sagen kleben, die viele Jahrhunderte älter sind als die christliche Zeitrechnung; oder daß in einigen jener zerstreuten Sennhütten, welche wie Schwalbennester, sechs bis acht hundert Fuß über der Sohle des Thales ob den felsigen Untiefen schweben, eine Sprache gesprochen wird, die im übrigen Europa unbekannt ist. Nur der Geschichtsschreiber und der Alterthumsforscher interessiren sich dafür, daß in diesem Dialekt die Ueberbleibsel einer vergessenen Sprache verborgen liegen; und daß in den Adern dieser einfachen Bergbewohner, welche sie sprechen, noch einige Tropfen von dem Blute eines untergegangenen, mächtigen und geheimnißvollen Volkes rinnen.

So kam es denn auch, daß Wilhelm Trefalden, der weder ein Geschichts- noch ein Alterthumsforscher war, sondern nur ein glänzender, gewissenloser Weltmann, in dessen geschäftigem Hirn eben jetzt tausend Pläne brüteten, weder etwas von diesen Dingen erfuhr, noch zu erfahren begehrte, sondern seinen Weg durch das Thal von Domleschg nahm, ohne sich mit einem Gedanken um das Volk und seine Sagen zu bekümmern.

Es war ungefähr fünf Uhr Nachmittags am vierten Tage, nachdem er London verlassen hatte. Er war zwei Nächte von den dreien durchgereist; und doch war sein Auge nicht minder hell und seine Wange nicht bleicher als gewöhnlich. Als er in dem tiefen Schatten dahin schritt und von Zeit zu

Zeit nach den sonnigen Höhen über seinem Haupte emporblickte, ward sein Gang freier und seine Haltung zuversichtlicher als sonsten. Kein Reisestaub beschmutzte seine Kleider. Der schäbige Alltagsrock, der von seinem Besitzer in den Köpfen seiner Schreiber unzertrennlich war, war mit einem Anzug von modischem Schnitt und unbestimmter Farbe, wie der brittische Tourist sie gerne hat, vertauscht. Seine Handschuhe und seine Wäsche waren tadellos. Selbst seine Stiefeln waren, obgleich er zu Fuße ging, nur sehr wenig bestäubt. Kurzum, er hatte so gute Toilette gemacht und sah seinem gewöhnlichen Ich so unähnlich, daß es zweifelhaft war, ob Abel Keckwitch seinen Chef auf den ersten Blick erkannt haben würde, wenn dieser verschmitzte Schreiber seinem Herrn zufällig auf dem Wege begegnet wäre.

Trotzdem er aber ganz in Gedanken vertieft war, hielt Trefalden doch dann und wann inne, um die Hauptpunkte des Thales zu betrachten und zu sehen, ob er auch auf dem rechten Wege sei. Das Dorf, von dem er ausgegangen, lag schon zwei Meilen hinter ihm; und mit Ausnahme der Ruine eines Wachtthurmes, dem ein Felsen als Piedestal diente, welcher ungefähr achtzig Fuß von der Landstraße aufstieg, war kein Gebäude zu sehen. Der Hinter-Rhein, dessen Wasser noch grau von den Gletschern war, lief murmelnd längs des ganzen Weges neben ihm her. Tannenwälder klommen an dem Felsengeklüft empor, und Heerden brauner Ziegen mit kleinen Schellen um den Hals weideten auf

den grünen Abhängen weiter unten. Hoch oberhalb des Schalles dieser kleinen Glocken, so zu sagen, auf riesigen Felsblöcken von Granit emporgehoben, lag terrassenförmig eine Oberwelt für sich, wo fette Weiden, kultivirte Felder, Fruchtgärten und kleine, kleine Weiler aussahen, wie geschnitzte Spielsachen, die man auf dem Sammetrasen verstreut. Noch höher hinauf kamen kahle Flächen, Fichtengestrüpp uud zackige Felsspitzen, auf denen der ungeschmolzene Schnee in großen unregelmäßigen Massen lag, während rechts in weiter Ferne, wo ein anderes Thal sich nach Westen zu, zu öffnen schien, sich noch ein Berg erhob, der alle anderen an Höhe überragte und von dessen Gipfel die Eiszapfen eines mächtigen Gletschers in der Sonne glitzerten und aussahen wie eine gemeißelte Draperie, die von den Schultern einer kolossalen Statue herabhängt.

Aber Wilhelm Trefalden hatte kein Auge für diese großartige Landschaft. Ihm waren die Berge in diesem Augenblicke nur Wegweiser und die Sonne eine Lampe, die ihm auf seinem Wege leuchtete. Er suchte nach einem Heiligenbilde, hinter dem er, wie ihm gesagt worden war, einen Pfad finden würde, der nach dem Schlosse Rotzberg führte. Er wußte, daß er noch nicht daran vorübergekommen war; daß er aber jetzt nahe daran sein müsse. Gleich darauf erscholl die Glocke einer Kapelle sanft und klar, aber sehr entfernt, von den Höhen herab. Er stand stille und sah auf seine Uhr, um dann noch rascher vorwärts zu dringen. Es war schon ein

Viertel vor fünf Uhr und er wünschte sein Ziel zu erreichen, bevor es spät wurde. Einige Schritte weiter machte der Weg eine plötzliche Biegung. Er hatte schon ein paar Minuten nach diesem Punkte ausgeschaut und war so überzeugt, er müsse von hier aus den Weg gewahr werden, daß er, als dies wirklich der Fall war, sich sogleich in die Fichten schlug, welche verstreut das unbebaute Land zur Linken der Landstraße umsäumten, und den betretenen Pfad so sicher dahinschritt, als wenn er jeden Fuß breit Weges kannte.

Als er weiter ging, erstarb das Gemurmel des Flusses und die verstreuten Fichten verdichteten sich zu einer duftigen, dämmerigen Anpflanzung. Dann wurde der Boden plötzlich hügelig und hier und da von moosbewachsenen Kieselsteinen unterbrochen; und als er wieder ins helle Tageslicht hinaustrat, lag ein Stück weichen Rasens vor ihm und ein steiler Bergpfad, der zu einem andern Kreis von Fichten hinaufführte. Diese zweite Anpflanzung stieg so jäh empor, daß an einigen Stellen von unbehauenen Steinblöcken und kurzen Fichtenstämmen ein Pfad gemacht war, der eine Art natürlicher Treppe an der steilen Bergwand hinauf, bildete. Die Treppe war jedoch ebenso kurz wie steil, und ehe viele Minuten vergangen waren, sah er einen hellen Sonnenstrahl durch die belaubten Zweige, die einige Schritte vor ihm sich befanden, dringen. Dann wurde das Moos zu seinen Füßen goldig und er befand sich am Rande eines offenen Plateaus; unter ihm lag

das Thal im Schatten, wohl vier hundert Fuß tief, und hier oben schien ihm die Sonne warm in's Gesicht. Dort unten lief der stahlgraue Fluß, wirbelnd, aber unhörbar; dort öffnete sich das weite Rheinthal, sich meilenlang in unabsehbare Ferne dahinziehend, während die weißen Alpen im Hintergrunde schimmerten; und dicht vor ihm, hundert Schritte von der Stelle, wo er stand, erhoben sich die mit Epheu überwachsenen Mauern des Schlosses Rotzberg.

Dies also war die Heimath, in die seines Urgroßvaters ältester Sohn vor hundert Jahren ausgewandert war — dies der Geburtsort des gesetzlichen Erben! Wilhelm Trefaldens Mund umspielte ein bitteres Lächeln, als er stille stand, um es zu betrachten.

Es war ein durchaus im schweizer Styl gehaltenes, mittelalterliches, unregelmäßiges Gebäude, und bestand anscheinend aus fünf oder sechs viereckigen Thürmchen, von denen nicht zwei dieselbe Größe und Höhe hatten. Steile Schieferdächer und groteske Wetterhähne erhoben sich darauf; und der größte davon, welcher ganz verfallen war, war von oben bis unten mit Epheu überwachsen. Man sah es dem Schlosse an, daß es nur theilweise bewohnt ward. Viele der schmalen Fenster waren mit Brettern vernagelt, während andere von innen mit einem Stückchen Kattun verhangen waren, oder es stand ein Blumentopf auf dem Gesimse. Eine niedrige Mauer, welche den kleinen Hofplatz umschloß, befand

sich auf der Südseite des Gebäudes, und ein einfaches, altes Thor, welches ein gemeißeltes Wappen trug, auf dem ein Storch sich sein Nest gebaut hatte — bildete den Eingang dazu.

Keine dieser Einzelheiten entging Wilhelm Trefalden's prüfendem Auge. Er übersah Alles im Nu — die Anmuth, das Malerische und die Vernachlässigung. Als er über den freien Rasenplatz ging und einen steilen Pfad gewahrte, der sich von der andern Seite des Thals heraufwand, machte er sogleich die Bemerkung, daß keine Wagenspuren darauf zu sehen waren. Als er durch den Thorweg schritt, sah er, daß die heraldischen Zeichen auf dem Schilde entfernt waren, und zwar konnten sie, seiner Ansicht nach, nur durch Menschenhände zerbrochen sein. Weder das Gras, das zwischen dem Steinpflaster des Hofes sproßte, noch das bemooste Wetterdach über dem Brunnen, noch das leere Hundehaus in der Ecke, blieb unbeachtet, während er der Thür des Schlosses zuschritt.

Sie stand halb geöffnet — ein massives, eichenes Portal, mit eisernen Riegeln verziert und nur mit einem schweren Drücker versehen. Wilhelm Trefalden sah sich nach einem Glockenzug um, aber es war keiner da. Dann klopfte er mit der geballten Faust, aber es kam Niemand. Er rief laut, aber Niemand antwortete. Endlich ging er hinein.

Die Thüre führte in eine steinerne Halle von unregelmäßiger Gestalt, an deren einem Ende sich ein hohler Heerd und am andern ein großes, mo-

dernes Fenster befand. Die Decke war niedrig und die Balken waren von Rauch geschwärzt. Ein alter, geschnitzter Schrank, ein Bettschirm, einige Stühle und Sessel von antiker Form, ein großer Tisch von Eichenholz, auf dem eine plumpe, silberne Brille lag, eine merkwürdige schweizer Uhr, auf der gerade über dem Zifferblatt ein Knochenmann in einem kleinen Schilderhaus stand, ein Spinnrad und ein Leinenschrank bildeten das ganze Mobiliar. Ein Paar schwere tyroler Stutzen mit gebogenen Kolben, um besser an den Achseln zu liegen, standen hinter der Thür, und ein alter Säbel, ein Hirschgeweih und ein gelbes Pergamentblatt in schwarzem Rahmen hingen über dem Kaminsims. Eine zweite Thür, gleichfalls halb offen, lag beinahe gerade der ersten gegenüber und führte in den Garten.

Nachdem Trefalden sich dieses bescheidene Interieur von der Schwelle aus betrachtet und sah, daß er allein war, trat er zum Kamin und studirte das Pergamentblatt mit Muße. Es war Kapitain Jakob's Officierspatent von Sr. Majestät, König Georg dem Zweiten, im Jahre siebenzehn hundert und acht und vierzig unterzeichnet. Von da wandte er sich zum Tische und betrachtete die Zeitung, und sah, daß sie in einer ihm gänzlich unbekannten Sprache gedruckt war — es war weder Französisch, noch Italienisch, noch Spanisch, aber es schien einige Aehnlichkeit mit diesen drei Sprachen zu haben. Der Titel lautete: „Amity del Pievel." Nachdem er sich neugierig eine Zeit lang bei diesem Journal aufgehalten, legte er

es wieder hin und ging durch die zweite Thür in den Garten hinaus.

Hier wenigstens erwartete er Jemand zu finden, der zum Hause gehörte; aber es war nur ein Küchengarten und enthielt nichts Höheres auf der Stufenleiter der Schöpfung, als Kohl und Kartoffeln, Stachelbeerengebüsch und grünen Salat. Der Advokat fing an, Vermuthungen darüber anzustellen, ob seine Verwandten in der Schweiz das Schloß Rotzberg vielleicht ganz verlassen hätten.

Langsam schlenderte er einen Seitenweg hinab, der durch eine hohe Hecke von Hartriegel geschützt war, und während er sich ab und zu nach dem sonderbaren Gebäude umsah, dessen kleine Thürme mit all' den Wetterhähnen in der Sonne glitzerten, hörte er plötzlich Stimmen in seiner Nähe. Er stand stille — lauschte — ging wieder einige Schritte weiter und fand, daß sie von unten zu ihm herauf drangen. Nachdem er zuvörderst die Richtung, aus welcher der Schall kam, erkundet, folgte er demselben mit rascher Eile. Sein scharfes Auge hatte eine Oeffnung in der Hecke, am oberen Ende des Gartens entdeckt. Durch diese Oeffnung führte eine Treppe von unbehauenen Steinen nach dem kleinen Obstgarten hinunter, der ungefähr achtzehn oder zwanzig Fuß tiefer, wie ein grünes Plateau, am Rande des Abhanges lag; von dort aus hatte man eine herrliche Aussicht über das Thal, während die Sonne prächtig unterging. Es war dicht mit Fruchtbäumen bepflanzt und am Rande des Abhangs durch ein

schwaches Eisengitter eingehegt. Am andern Ende, in einem Winkel des Felsens erbaut, stand ein ländliches Lusthaus, dessen Dach kürzlich neu mit Maisstroh belegt war. Diesem Punkte steuerte Wilhelm Trefalden durch das hohe Gras und die wilden Blumen zu.

Als er näher kam, konnte er die Laute wieder vernehmen. Es war jetzt nur eine Stimme — und zwar die eines Mannes, welcher las. Was las er? Deutsch? Oder jenen fremden Dialekt, der im „Amity del Pievel" gedruckt war? Doch nicht Lateinisch? Er trat noch etwas näher. War es möglich, daß es Griechisch war?

Trefaldens Griechisch war in den letzten achtzehn Jahren etwas eingerostet; aber er konnte sich in den wohlklingenden Perioden nicht irren. Er erinnerte sich der Zeilen wieder, als sie von den Lippen des Sprechenden flossen — jener Zeilen, die so süß und mächtig wirkten, wie der göttergleiche Wein, der einst in dem Keller des Ulysses aufbewahrt wurde. Es war manches Jahr her, seit er sie gehört, obgleich sie ihm in Eton so geläufig gewesen waren, wie seine Muttersprache.

„Ueber unsern Häuptern flüsterten die Ulmen und die schlanken Pappeln; während aus der Felsenhöhle neben uns die heiligen Wasser eines klaren Bronnens rieselten. Das Heimchen zirpte in der Hecke und die süße Drossel sang laut im Gebüsche."

Wessen Verse waren dies anders, als die des

Theokritus von Sicilien? Wilhelm Trefalden konnte seinen Ohren kaum trauen. Theokritus im Thale von Domleschg! Theokritus im Munde solcher Barbaren, wie die Bewohner des Schlosses Rotzberg sein mußten?

Nachdem er die berühmte Beschreibung des Gartens von Phrasidamus zu Ende gelesen, machte der Vorleser eine Pause. Wilhelm Trefalden eilte nach dem Eingange des Lusthauses. Ein alter Mann, der eine deutsche Pfeife rauchte, und ein Jüngling, der über sein Buch gebeugt saß, waren die beiden einzigen Insassen. Beide blickten auf, und Beide erhoben sich zu gleicher Zeit, um ihn zu begrüßen.

„Ich bitte um Verzeihung," sagte er, den Hut abnehmend. „Ich fürchte, Sie werden mein Eindringen hier sehr unbescheiden finden; aber ich bin Ihnen eigentlich nicht ganz fremd, und —"

Er hielt inne. Im Allgemeinen hatte er sich in dem Kanton Grisons mit Französisch verständlich gemacht; hier aber hatte er, ohne es zu bedenken sein heimisches Englisch gesprochen.

Aber der alte Mann verbeugte sich, legte seine Pfeife fort und antwortete ihm in ebenso reinem Englisch:

„Wer Sie auch sein mögen, mein Herr, seien Sie uns willkommen."

„Ich hoffe das Vergnügen zu haben, mit einem Verwandten zu reden," bemerkte der Advokat. „Mein Name ist Wilhelm Trefalden."

Der alte Mann trat auf ihn zu, ergriff seine Hände und küßte ihn zu seiner Ueberraschung auf beiden Backen.

„Vetter," sagte er, „Du bist uns dreifach willkommen. Saxon, mein Sohn, umarme Deinen Verwandten."

# Fünftes Kapitel.

## Wilhelm Trefalden und seine Vettern.

Wilhelm Trefalden nahm den Gartenstuhl, den ihm sein jüngerer Vetter anbot, und stellte ihn grade vor den Eingang zu dem Lusthause. Er sagte, es wäre seine Gewohnheit starke Helligkeit zu meiden, und der Sonnenuntergang blende ihn. Der alte Mann nahm seinen Platz wieder ein. Der Jüngling blieb stehen. Beide betrachteten den Ankömmling mit freundlicher, unverhohlener Neugier; und es herrschte einige Sekunden lang Schweigen.

Wilhelm Trefaldens älterer Verwandter war ein schwacher, bleicher Mann mit weißen Haaren, schönen dunklen Augen und schmalen Lippen, welche bei jeder Empfindung, und wenn er ernsthaft sprach, erbebten. Der andere war ein hoher, breitschultriger, kräftiger junger Mann mit mächtigen Augenbrauen, einem knabenhaften Flaum auf der Oberlippe und einem Wald von dichtem goldbraunem Haar, kraus und gelockt wie Chaucer's Squire. Seine Augenbrauen und Wimpern waren eine Schat-

tirung dunkler als sein Kopfhaar; und seine Augen blickten halb schüchtern, halb furchtlos darunter hervor, mit einem Ausdruck wie wir ihn zuweilen bei Kinderaugen sehen. Kurzum, er war ein solches Muster von einem Adamssohne, wie man nur hoffen konnte auf dem Wege von London nach Domleschg oder noch weiter, zu treffen; und Wilhelm Trefalden konnte nicht umhin dies auf den ersten Blick zuzugestehen.

Der alte Mann sprach zuerst.

„Du hast den Weg wohl nicht ohne Führer finden können, Vetter?“ fragte er.

„Es war kein schweres Unternehmen,“ entgegnete der Advokat. „Der Spaziergang hat mir sehr gefallen.“

„Von Chur?“

„Nein, — von Reichenau. Ich habe mich im „Adler“ einquartirt. Mein Wirth beschrieb mir den Weg. Er war leicht genug zu finden; aber vielleicht nicht ganz so leicht zu gehen.“

„Ach, Du bist auf dem Fußwege gekommen, er ist sehr schlecht beschaffen und mag einem Fremden vielleicht steil dünken. Saxon, geh' und bitte Käthli das Abendbrot zu bereiten; und öffne eine Flasche Wein von Asti. Unser Vetter ist angegriffen.“

Wilhelm Trefalden suchte Einwendungen zu machen, aber es nutzte ihm nichts. Der alte Herr bestand darauf, daß er wenigstens „Brot mit ihnen brechen und Wein mit ihnen trinken“ solle; und als

unser Freund bemerkte, daß er ein patriarchalisches Gewicht auf diese Ceremonie legte, gab er nach.

„Ihr habt da einen Sohn, Vetter, auf den Ihr stolz sein könnt," sagte er, indem er dem Jüngling nachblickte, der durch die Bäume dahinschritt.

Der alte Mann lächelte, und dieses Lächeln machte sein Antlitz milde und anmuthig.

„Er ist meine größte Hoffnung und Freude," sagte er, „aber er ist nicht mein Sohn. Er ist das einzige Kind meines geliebten Bruders, welcher vor zwölf Jahren starb."

Wilhelm Trefalden hatte dies schon in Reichenau gehört; trotzdem antwortete er: „Wirklich?" und machte ein theilnehmendes Gesicht.

„Mein Bruder war Landmann;" fuhr der Andere fort; „ich wurde protestantischer Geistlicher. Er heirathete spät; ich bin Zeit meines Lebens Junggeselle geblieben."

„Und die Frau Ihres Bruders," fragte der Advokat, „lebt sie noch?"

„Nein; sie starb zwei Jahre, nachdem sie Mutter geworden. Seit zwölf Jahren hat Saxon weder Vater noch Mutter. Er nennt mich „Vater", ich nenne ihn „Sohn." Ich könnte ihn nicht inniger lieben, als ich thue, wenn er mein eigenes Kind wäre. Ich allein bin auch sein Lehrer gewesen. Ich habe ihn alles gelehrt, was ich selbst weiß. Jeder Gedanke seines Herzens liegt offen vor mir. Was er ist, ist er durch Gottes Gnade und meine Lehren."

„Er ist jedenfalls ein Prachtexemplar von einem Menschen", bemerkte Trefalden trocken.

„Mein Bruder war in seinem Alter beinahe ebenso groß und schön," erwiederte der Pastor seufzend.

„Wie alt ist er?" fragte der Advokat.

„Er ist am letzten dreißigsten December zwei und zwanzig Jahre alt geworden."

„Ich hätte ihn höchstens für zwanzig gehalten."

„Zwei und zwanzig — zwei und zwanzig Jahre und vier Monate — ein Mann an Alter, an Gestalt, an Kraft und an Gelehrsamkeit; aber ein Knabe dem Herzen nach, Vetter — ein Knabe dem Herzen nach!"

„Um so besser für ihn," sagte Herr Trefalden mit seiner ruhigen Stimme und seinem freundlichsten Lächeln.

„Viele der größten Männer, welche je gelebt haben, blieben bis zuletzt Knaben dem Herzen nach."

„Ich hege keinen Wunsch darnach, Saxon groß werden zu sehen," bemerkte der ältere Trefalden schnell. „Der Himmel verhüte es! Ich habe mich bestrebt, einen guten Menschen aus ihm zu machen. Das ist genug."

„Und ich zweifle nicht, das Euch das gelungen ist."

Der alte Mann sah bekümmert aus.

„Ich habe mich bemüht," sagte er; „aber ich weiß nicht, ob ich es auf die rechte Weise versucht habe. Ich habe ihn nach meinem eignen Glauben

und nach meinen eigenen Ansichten erzogen; und was ich gethan, habe ich zu seinem Besten gethan. Ich kann mich geirrt haben. Ich mag meine Pflicht nicht recht erfüllt haben; aber ich habe mich bemüht sie zu erfüllen. Ich bat um Erleuchtung — ich flehte Gottes Segen auf mein Werk herab. Ich glaubte, daß mein Gebet Erhörung gefunden hätte, aber in der letzten Zeit habe ich schwere, schwere Besorgnisse gehabt."

„Ich bin überzeugt, daß dieselben grundlos gewesen," sagte Wilhelm Trefalden.

Der Pastor schüttelte den Kopf. Er war augenscheinlich besorgt und unruhig.

„Das sagt Ihr, weil Ihr es nicht wißt," entgegnete er.

„Ich kann es Euch jetzt nicht sagen — ein ander Mal — wenn wir länger allein sein können. Mittlerweile danke ich dem Himmel für den Zufall, der Dich hierher geführt. Vetter, Du bist der einzige überlebende Verwandte — Du kennst die Welt — Du wirst mir rathen — Du wirst gut gegen ihn sein! ja, ich bin überzeugt, das wirst Du, ich kann es Deinem Gesichte ansehen."

„Es wird mich sehr freuen, wenn Ihr mir Euer Vertrauen schenken wollt, und ich will Euch gerne Rath geben, wenn ich es vermag," antwortete der Advokat.

„Gott segne Dich dafür!" sagte der Pastor und reichte ihm die Hand über den Tisch herüber und schüttelte sie.

In diesem Augenblicke erschollen Stimmen vom andern Ende der Terasse her.

„Noch ein Wort," flüsterte Martin eilig. „Ihr kennt unsere Familiengeschichte und wißt, welcher Tag heranrückt?"

„Ja wohl!"

„Nicht eine Silbe davon in seiner Gegenwart, bis wir weiter mit einander gesprochen haben. St! hier ist er."

Ein riesiger Schatten fiel auf's Gras und des jungen Saxon sechs Fuß lange Gestalt stand zwischen ihnen und der Sonne. Er trug eine Schüssel in der Hand und eine Flasche unter dem Arm; ihm folgte eine derbe Bäuerin, mit Tellern und Gläsern beladen.

„Der Abend ist so warm," sagte er; „daß ich glaubte, es würde unserm Vetter besser gefallen, hier draußen zu bleiben; deshalb haben Käthli und ich das Abendbrot mit herausgebracht."

„Nichts kann mir angenehmer sein," erwiederte der Advokat. „A propos, Saxon, ich muß dir mein Kompliment über Dein Griechisch machen. Theokritus ist ein alter Freuud von mir und Du liest ihn außerordentlich gut."

Der junge Mann, welcher soeben das Buch vom Tische genommen und das Tischtuch legen half, erröthete wie ein Mädchen.

„Er und Anakreon waren meine Lieblingsdichter," fuhr der Advokat fort; „aber das ist schon

lange her. Ich fürchte, ich weiß jetzt nur noch wenig von beiden."

„Ich habe Anakreon nicht gelesen," sagte Saxon, „aber von denen, die ich kenne, gefällt mir Homer am besten."

„Ja, der Gefechte halber," bemerkte sein Onkel lächelnd.

„Und warum nicht, wenn es solche großartige Gefechte sind?"

„So ziehst Du also die Iliade der Odyssee vor," sagte Herr Trefalden. „Ich für meinen Theil finde mehr Vergnügen an den Abenteuern des Ulysses. Die Scenerie ist so abwechselnd und romantisch; die Sage so lieblich."

„Ich mag Ulysses nicht leiden," erklärte Saxon geradezu. „Er ist so hinterlistig und verschlagen."

„Um so wahrheitsgetreuer ist die Schilderung," antwortete Trefalden. „Die Griechen sind alle verschlagen von Natur, und Ulysses ist nur der Typus seines Volkes."

„Ich kann ihm aus diesem Grunde nicht vergeben. Ein Held muß besser sein als sein Volk, oder er ist kein Held."

„Da hast Du Recht, mein Sohn," sagte der Pastor.

„Ich will zugeben, daß die homerischen Helden keine Bayards sind; aber sie sind große Männer;" sagte Trefalden, weniger um seine Ansicht zu vertheidigen, als um die Gelegenheit zu benutzen, die seines Vetters auszuforschen.

„Ulysses ist kein großer Mann," entgegnete Saxon eifrig; „viel weniger noch ein Held."

Trefalden schüttelte lächelnd das Haupt.

„Du hast alle Welt gegen Dich," sagte er.

„Die Welt läßt sich durch Ueberlieferung täuschen," antwortete Saxon. „Kann ein Mann, der stiehlt, ein Held sein? Lügen und ein Held sein? Sich fürchten, seinen Namen zu nennen und doch ein Held sein wollen? Tell von Altendorf war kein Held dieses Schlages. Als Geßler ihn wegen des zweiten Pfeiles befragte, sagte er die Wahrheit und war bereit, für dieselbe zu sterben."

„Du bist ein Schwärmer in Betreff von Helden," sagte Trefalden scherzend.

Der junge Mann erröthete abermals und zwar noch tiefer als vorhin.

„Ich hasse Ulysses," sagte er. „Er war ein verächtliches Subjekt, und ich glaube überhaupt nicht, daß Homer die Odyssee geschrieben."

Darauf wandte er sich mit einer Bemerkung an Käthli, welche ihm auch antwortete und sich dann entfernte.

„Welch ein sonderbarer Dialekt!" sagte Trefalden, dessen Aufmerksamkeit dadurch eine andere Richtung nahm. „Habe ich nicht eine Zeitung, in diesem Dialekt gedruckt, liegen sehen, als ich durch's Haus ging?"

„Das habt Ihr; aber es ist kein Dialekt," erwiederte der Pastor, während sie sich um den Tisch setzten. „Es ist eine Sprache, eine unverfälschte,

reiche, majestätische Sprache, die viele Jahrhunderte älter ist als die lateinische."

„Ihr setzt mich in Erstaunen."

„Ihr moderner Name ist „Romanisch."*) Wenn Ihr ihren alten Namen zu wissen wünscht, so muß ich Euch auf eine Zeit verweisen, die vielleicht von der Gründung Alba-Longas und jedenfalls lange vor Rom gewesen. Aber Vetter, Ihr esset ja nichts."

„Ich habe wirklich keinen Appetit," gab Herr Trefalden, welcher weder den Ziegenkäse noch den Salat besonders schmackhaft fand, vor. „Ueberdem interessirt mich das, was Ihr mir da erzählt, sehr lebhaft."

Des Pastors Gesicht verklärte sich.

„Das freut mich," sagte er eifrig; „das freut mich sehr. Es ist ein Gegenstand, dem ich die Muße eines langen Lebens gewidmet habe."

„Aber Ihr habt mir noch nicht den früheren Namen dieser romanischen Sprache genannt?"

Saxon, der während der letzten Minuten etwas unruhig geworden war, war im Begriff, zu sprechen, aber sein Onkel wehrte es ab.

„Nein, nein, mein Sohn," sagte er eifrig, „dies sind Sachen, die ich besser verstehe als Du. Ueberlasse mir die Auseinandersetzung."

Der junge Mann beugte sich vorüber und flüsterte: „Aber fasse Dich kurz, lieber Vater."

Trefaldens scharfes Ohr fing die beinahe un-

*) Der rumonische Dialekt des Kantons Graubündten.

hörbare Warnung auf. Es traf sich so, daß er an diesem Abend sogleich eine genaue Einsicht in die Charaktere gewann.

Der Pastor nickte ungeduldig und begann dann eine Auseinandersetzung, die augenscheinlich sein Lieblingsthema war.

„Seht Euch diese Berge an," sagte er." Sie haben ihre lokalen Namen, wie die Galanda, der Ringel, der Abbula u. s. w; aber sie haben auch einen allgemeinen und klassificirten Namen. Sie heißen die Graubündtner Alpen. Zahlreiche Thäler liegen zwischen ihnen umher; aber dieses, das Hinter-Rheinthal ist das größeste davon. Dort liegen die Päße des Splügen und des Stilvio, und hinter ihnen die Ebenen der Lombardei. Doch das wißt Ihr vermuthlich schon; aber es ist wichtig für meine Auseinandersetzung, daß Ihr einen richtigen Begriff von der Geographie hier im Kanton Grisons habt."

Trefalden verbeugte sich und bat ihn fortzufahren. Saxon verzehrte schweigend sein Abendbrot.

„Nun," fuhr der Pastor fort; „vor ungefähr zwei tausend acht hundert Jahren wurden diese Alpen von einem kecken, ursprünglichen Geschlechte bewohnt, welches dieselbe Sprache, oder die Keime derselben Sprache redete, welche hier bis auf den heutigen Tag von ihren Nachkommen geredet wird. Diese Ureinwohner folgten dem Instinkte, welchen Gott in die Herzen aller Bergbewohner gepflanzt zu haben scheint. Sie wurden ihrer unfruchtbaren, geschützten Wohnsitze müde und verbreiteten sich über

die südlichen Ebenen. Sie verjagten die Bewohner von Umbria und ließen sich in jenem Theile Italiens, der nördlich von Ankona und der Tiber liegt, nieder.

Dort bauten sie Städte, beschäftigten sich mit Literatur und den schönen Künsten und erreichten einen hohen Grad von Civilisation. Wenn ich Euch sage, daß sie zu dieser Höhe gelangten vor Romulus Zeitrechnung, daß sie den Römern selbst ihre Religion, ihre Sprache und ihre Künste mittheilten; daß sie nach dem Rathschlusse Gottes, wie alle Nationen durch ihren eigenen Luxus fielen und zu Sklaven gemacht wurden; daß sie von den Galliern oder Celten verfolgt, in diese Berge zurück flüchteten, von denen sie vor Jahrhunderten ausgewandert waren; daß sie einige jener Festungen errichteten, deren unvergängliche Ruinen noch über unsern Päßen stehen, und daß in diesem rumonischen Dialekt des Kantons Grisons die letzten Ueberbleibsel ihrer verloren gegangenen Poeten und Geschichtschreiber zu finden sind — wenn ich Euch alles dies sage, Vetter, werdet Ihr, denke ich, schon errathen haben, wie jenes alte Volk geheißen haben muß."

Nun traf es sich unglücklicherweise, daß Herr Trefalden kürzlich eine Kritik über ein Buch, welches diesen Gegenstand behandelte, gelesen, und als der alte Mann ganz warm und erhitzt von seiner eigenen Beredsamkeit inne hielt, war er mit einer Antwort bereit.

„Wenn ich," sagte er, „nicht glaubte — wenn ich, um es kurz zu sagen, nicht gehört hätte, daß die

Etrusker ursprünglich von griechischem Stamme wären —"

„Den Eindruck habt Ihr von Herodotus!" unterbrach ihn der Pastor.

„Nein, und zwar aus triftigen Gründen. Ich habe nie genug vom Griechischen verstanden, um Herodotus bezwingen zu können."

„Also von Tacitus?"

„Wahrscheinlich von Tacitus."

„Ja, Tacitus stellt diese Theorie auf, aber er hat Unrecht; ebenso Herodotus, ebenfalls mit Unrecht; ebenso Strabo, Cicero, Seneca, Pliny, Plutarch, Velleius Paterculus, Servius und eine Menge andere, und sie sind Alle im Irrthum — Alle — Alle!" —

Plinius

„Aber wo —"

Livius

„Livy nimmt an, daß die Auswanderung von den Ebenen nach den Bergen stattfand. — Unsinn, reiner Unsinn! Beweisen nicht hundert Beispiele in der Geschichte das Gegentheil? Die Bewohner der Ebenen fliehen nach den Bergen, um Schutz zu suchen; aber die Auswanderung ergießt sich ebenso natürlich von den Höhen nach den Tiefen, als die Ströme von den Gletschern nach den Thälern. Hellanicus von Lesbos will uns glauben machen, sie seien Pelasger gewesen. Dionysus von Halicarnassus behauptet, daß sie die Ureinwohner des Landes waren. Gonius macht sie zu Phöniziern, — Bonarota zu Egyptern — Maffei zu Kananiten — Guarnacci . . ."

„Ich bitte um Verzeihung," unterbrach Trefalden ihn hier; „aber als ich sagte, daß ich gehört hätte, die Etrusker seien griechischen Ursprungs . . . ."

„Das waren sie nicht! . ." rief der Pastor, vor Aufregung zitternd. „Würde nicht Xantus von Lydien dieser Begebenheit Erwähnung gethan haben, wenn sie seine Landsleute gewesen wären? Er nennt sie aber nicht einmal. Könnt Ihr Euch vorstellen, daß ein englischer Geschichtsschreiber es unterlassen würde, die Kolonisation Amerikas zu erzählen; oder daß ein spanischer Historiker die Eroberung Mexikos überginge? Nein, Vetter, Ihr müßt mir vergeben, wenn ich sage, daß Der, welcher den unhaltbaren Theorien von Herodotus und Tacitus glaubt, einen großen Irrthum begeht. Ich kann Euch solche archäologische Beweise geben . . . ."

„Ich kann Euch versichern," sagte Herr Trefalden lachend, „daß ich nicht die geringste Lust dazu verspüre. Es ist eine Sache, von der ich auch nicht das Mindeste verstehe."

„Und Vater," sagte Saxon, indem er seine Hand leise auf den Arm des alten Mannes legte, „ich glaube, Du vergissest —"

„Nein, nein, ich vergesse nichts," unterbrach ihn sein Onkel, der viel zu sehr für seine eigenen Beweisgründe eingenommen war, um irgend Jemandem Gehör zu schenken. „Ich habe nicht vergessen, daß Gibbon die Theorie von den Lydiern für ein Thema erklärt hat, welches gut für Poeten und Romanschreiber sei. Ich weiß auch, daß Steub,

ungeachtet seiner sonst verschiedenen Ansichten, wenigstens die Uebereinstimmung der etruskischen und rumonischen Sprache, zugiebt. Dann ist Niebuhr da — er verfiel freilich in den Irrthum, die Etrusker für eine Mischlingsrace zu halten; aber er glaubte doch, daß die Romanen dieser Alpen der Urstamm seien und behauptete, daß sie die Pelasger in Lehnspflicht genommen. Niebuhr war ein großer Mann, ein tüchtiger Geschichtsschreiber, ein aufgeklärter Gelehrter. Ich habe Jahre lang mit ihm über diesen Gegenstand korrespondirt; aber ich habe es nie dahin bringen können, ihn von dem rein romanischen Ursprunge der Etrusker zu überzeugen. Er blieb immer bei der Behauptung, daß sie sich mit den Pelasgern amalgamirt hätten. Es war sehr schade! ich wollte, ich hätte ihn bekehren können, bevor er starb."

Trefalden blickte auf seine Uhr.

„Das wollte ich auch," sagte er; „aber es wird spät und ich werde meinen Weg nicht im Dunkeln zurückfinden, wenn ich nicht gleich Abschied nehme."

Der Pastor legte die Hand wie beschämt an die Stirn.

„Ich fürchte — ich fürchte, ich habe zu viel gesprochen," sagte er verlegen. „Ich habe Euch ermüdet. Bitte, vergebt es mir, wenn ich von diesem Gegenstande anfange, weiß ich nie, wann ich aufhalten soll."

„Das kommt, weil Ihr so viel darüber wißt," entgegnete der Advokat. „Aber ich versichere Euch, ich habe Euch mit vielem Vergnügen zugehört."

„Habt Ihr das? Habt Ihr das wirklich?“

„Und habe viel gelernt, was ich noch nicht wußte.“

„Ich will Euch alle Briefe von Niebuhr ein ander Mal zeigen und auch die Koncepte von meinen Antworten, wenn Ihr Lust habt, sie zu lesen;“ sagte der alte Mann.

Er war jetzt wieder seelenvergnügt, und es hätte nur eines Wortes der Ermuthigung bedurft, so hätte er die Unterhaltung wieder auf's Neue begonnen; aber Trefalden hatte schon mehr als genug von den Etruskern gehabt.

„Danke, danke,“ sagte er, „ein ander Mal. Für jetzt lebt wohl!“

„Nein, nein — bleibt noch einen Augenblick. Ich habe Euch so viel zu sagen — so viele Fragen zu thun. Wie lange werdet Ihr in Reichenau bleiben?“

„Einige Tage — vielleicht die ganze Woche.“

„Seid Ihr auf dem Wege nach Italien?“

„Nein. Mir that eine Veränderung noth, und so bin ich auf vierzehn Tage verreist, um mich zu erholen. Mein Zweck, indem ich Reichenau zum Ruheplatze wählte, war nur Euch nahe zu sein.“

Des alten Mannes Augen füllten sich mit Thränen.

„Wie gut von Euch!“ sagte er einfach. „Ich würde Euch nie zu sehen bekommen haben, wenn Ihr nicht den Weg zu uns gefunden — und doch

sind wir drei die letzten unseres Namens. Vetter, wollt Ihr nicht zu uns kommen?“

Wilhelm Trefalden stand unentschlossen.

„Was meint Ihr damit?“ fragte er endlich.

„Ich werde natürlich morgen wieder kommen.“

„Ich meine, ob Ihr für die Zeit Eures Aufenthaltes hier bei uns wohnen wollt? Ich mag Euch kaum darum bitten, denn ich weiß, daß der „Adler“ viel komfortabler als unser kleines, verlassenes Adlerneſt ist. Aber wenn Ihr Euch mit ländlicher Kost und Gebirgssitten begnügen wollt, sollt Ihr uns herzlich willkommen sein.“

Herr Trefalden schüttelte lächelnd den Kopf.

„Ich danke Euch“, sagte er, „als wenn ich Eure Gastfreundschaft angenommen hätte; aber es ist unmöglich. Wir Londoner führen ein geschäftiges, fieberhaftes Leben und werden die Sklaven von allen möglichen ungesunden Angewohnheiten. Eure Gebräuche sind von den meinen so verschieden, wie die eines Eskimos von denen eines Bewohners der Freundschaftsinseln. Soll ich die Wahrheit gestehen? — Ihr habt eben zu Abend gegessen — ich will jetzt nach Reichenau zurück, um zu Mittag zu essen.“

„Zu Mittag?“

„Ja, acht Uhr ist meine gewöhnliche Stunde. Ich kann mich selbst auf der Reise nicht davon trennen; Ihr seht also, ich kann Euer Gast nicht werden. Ich werde Euch aber täglich besuchen und ich hoffe, daß mein junger Vetter hier mir die Nachbarschaft zeigen wird.“

„Das will ich," sagte Saxon mit Herzlichkeit.

Darauf schüttelte Herr Trefalden dem Pastor die Hand, und Saxon ging mit ihm, da er erklärt hatte, es sei seine Absicht, ihn den Berg hinunter zu begleiten.

# Sechstes Kapitel.

## Der Werth eines Napoleonsd'or.

Als die beiden Vettern über den mit Gras bewachsenen Hof und durch das Thor mit dem Storchnest darauf, gingen, deutete Trefalden nach dem zerbrochenen Wappen hinauf.

„Ist das ein Bericht von einem Kampfe aus dem Mittelalter?“

„O, nein!“ erwiederte der junge Mann lachend. „Mein Urgroßvater zerbrach das Wappen als er das Schloß kaufte.“

„Er war also ein eifriger Republikaner?“

„Nein, das war er nicht. Ich glaube vielmehr, ganz das Gegentheil. Nein — er machte das Schild unkenntlich, weil das Schloß ihm gehörte, aber das Wappen nicht.“

„Ah, ich verstehe. Er wollte nicht in dem Hause wohnen, während eines andern Mannes Namen an der Thür stand. Das war sehr verständig; aber er hätte statt dessen sein eigenes Wappen anbringen können.“

Saxons Lippe verzog sich zu leisem Spotte.

„Bah!“ sagte er. „Wozu bedürfen wir eines Wappens? Wir sind Landleute, wir machen keinen Anspruch darauf.“

„Wie Alle, die in einer Republik wohnen,“ bemerkte der Advokat.

„O nein — es giebt einige Ausnahmen. Da sind die Rotzbergs, die hier vor uns wohnten, die Plantas, die Ortensteins, welche alle von Adel sind. Sie waren Grafen und Ritter seit Jahrhunderten, als das feudale System noch herrschte.“

„Adelige, die sich einer demokratischen Regierung unterwerfen, leisten Verzicht auf ihren Adel, mein junger Vetter,“ sagte Wilhelm Trefalden.

„Das habe ich schon früher gehört,“ erwiederte Saxon, „aber ich finde das nicht.“

Dieser junge Mann hatte eine ganz entschiedene Weise, seine Meinung auszusprechen, die dem Advokaten ebenso viel Schrecken als Vergnügen machte. Er hatte auch eine ganz gefährliche Gewandtheit im Springen, die ihn zu einem eben nicht angenehmen Begleiter auf solchen Pfaden, wie sie vom Schlosse Rotzberg in's Thal hinabführten, machte.

„Mein lieber Junge,“ sagte der Advokat, plötzlich stehen bleibend, „willst Du, daß ich den Hals brechen soll? Ich bin keine Gemse!“

Saxon, der mit dem leichten, furchtlosen Fuß eines Bergbewohners von einem Vorsprung des schlüpferigen Abhanges zum andern gesprungen war,

wandte sich sogleich zurück und reichte ihm die Hand hin.

„Ich bitte um Verzeihung," sagte er entschuldigend. „Das hatte ich ganz vergessen. Ihr seid wohl früher nie auf Bergen gewesen?"

„O, ja; das bin ich doch — und ich kann mich hier auch ganz gut auf den Füßen erhalten, wenn Du nur nicht verlangst, daß ich hinunterlaufen soll. Ich habe den Snowdon erstiegen und den Cader Idris und manche kleinere Anhöhe — von Holbornhügel gar nicht zu sprechen."

Saxon lachte lustig auf.

„Nun, was weist Du denn von Holbornhügel?" fragte Trefalden, erstaunt darüber, daß er diesen kleinen Scherz zu würdigen verstand.

„Es ist eine Anhöhe, die sich auf der rechten Seite des Fleet gegen Westen erhebt."

„Aber bist Du denn jemals in London gewesen?"

„Ich bin nie in meinem Leben weiter als nach Zürich gewesen; aber ich habe Stowe sorgfältig mit Hülfe einer Landkarte gelesen."

Trefalden konnte sein Lächeln nicht unterdrücken.

„Du mußt nicht glauben, daß Du dadurch das neue London kennst," sagte er. „Stowe würde seine eigenen Beschreibungen heute nicht wiedererkennen. Seit er gelebt, hat die Welt sich noch ein- oder zweimal im Kreise herumgedreht.."

„Das will ich wohl glauben."

„Ich möchte Dich mit mir nehmen, Saxon.

Ich würde Dir ein besserer Führer sein als Dein mittelalterlicher Beobachter."

„Nach London?"

„Ja, nach London."

Saxon schüttelte den Kopf.

„Du willst mir doch nicht sagen, daß Du nicht neugierig bist, die wunderbarste Stadt der Welt zu sehen?"

„Durchaus nicht; aber es giebt andere Städte, die ich noch lieber sehen möchte."

„Und welche sind das?"

„Rom, Athen und Jerusalem."

„Dann nehme ich keinen Anstand zu prophezeien, daß Du Dich sehr enttäuscht fühlen würdest, wenn Du sie zu sehen bekämest. Man wird immer enttäuscht, wenn man Orte sieht, die ihr Interesse fernen Begebenheiten verdanken."

Saxon antwortete nicht, und Beide schwiegen einige Augenblicke. Als sie gleich darauf den letzten Fichtenkreis verließen und auf die ebene Landstraße hinaustraten, blieb Herr Trefalden stehen und sagte:

„Weiter darf ich Dich nicht mitgehen lassen. Mein Weg liegt jetzt gerade vor mir, und ich kann nicht irren."

„Ich will mit Euch gehen bis zur Brücke," erwiderte Saxon.

„Aber es wird schon ganz dämmerig und Du hast den Bergpfad noch wieder zu erklimmen."

„Den könnte ich mit verbundenen Augen finden. Ueberdem haben wir noch nichts wegen morgen

verabredet. Wollt Ihr über den Galanda nach Pfeffers spazieren?“

„Wie weit ist es?“ fragte Herr Trefalden, mit einem zweifelnden Blicke nach dem in Frage stehenden Berge, der im Zwielicht noch höher aussah als sonst.

„Ungefähr vier bis fünf Meilen.“

„Hin und zurück?“

„Natürlich.“

„Ich bin Dir sehr verbunden,“ sagte der Advokat, „aber wie gesagt, ich bin keine Gemse. Nein, Saxon, Du mußt morgen früh nach dem Adler kommen und mit mir frühstücken; und nach dem Frühstück wollen wir, wenn Du Lust hast, nach Chur gehen. Ich höre, es ist eine merkwürdige, alte Stadt, und ich möchte sie gerne sehen.“

„Wie es Euch beliebt, Vetter. Um welche Zeit?“

„Ich fürchte, Du wirst es schrecklich spät finden, wenn ich um halb neun sage?“

„Durchaus nicht, da Ihr erst um acht Uhr Abends zu Mittag esset.“

„Ich darf Dich also erwarten?“

„Ganz sicher.“

Sie sahen jetzt die bedeckte Brücke und die funkelnden Lichter im Dorfe dahinter, vor sich. Wilhelm Trefalden blieb zum zweiten Male stehen.

„Ich muß darauf bestehen, Dir jetzt Adieu zu sagen,“ sagte er. „Und à propos! willst Du so gut sein und mir sagen, was diese Münzen werth sind?“

Er nahm eine Hand voll loses Geld heraus, und Saxon betrachtete es bei dem abnehmenden Lichte.

„Mein Kutscher heute wollte keine französische Franken nehmen," fuhr Trefalden fort, „sondern verlangte Münze. Als ich ihm darauf diese schweizer Franken gab, war er zufrieden. Welcher Unterschied ist zwischen einem französischen und einem schweizer Franken? Was heißt Münze, wie viele von diesen Geldstücken würde ich für einen Napoleonsd'or oder einen Sovereign bekommen?"

Saxon schüttelte den Kopf und sagte: „Ich weiß es nicht — ich habe keine Idee davon."

Herr Trefalden glaubte, er habe ihn mißverstanden und sagte: „Ich bitte um Entschuldigung; ich habe mich vielleicht nicht richtig ausgedrückt. Diese Münze —"

„Münze ist schweizer Geld," unterbrach Saxon ihn, „d. h. die neue, allgemein herrschende Münze, welche 1850 von der Diät beliebt worden ist."

„Nun, was ist denn dieser schweizer Frank werth?"

„Hundert Rappen."

„Dann ist also ein Rappen ebenso viel werth wie ein französischer Centime?"

Saxon sah verblüfft aus.

„Die Rappen sind statt der alten Batzen ausgegeben," sagte er endlich.

Herr Trefalden lächelte.

„Wir verstehen einander nicht recht," sagte er,



Bayerische Staatsbibliothek München

indem er einen Napoleonsd'or aussuchte. „Was ich zu wissen wünsche, ist einfach dies, wie viele schweizer Franken soll ich hierfür haben?“

Saxon drehte den Napoleonsd'or zwischen den Fingern herum und betrachtete ihn mit einiger Neugier von beiden Seiten.

„Ich glaube, der ist hier gar nichts werth,“ sagte er, indem er ihn zurückgab. „Was ist das für Geld?“

„Was das für Geld ist? Es ist ein Napoleonsd'or! Willst Du mir sagen, daß Du noch nie einen gesehen?“

„Ich glaube nicht, daß ich's habe.“

„Aber ich weiß, daß sie hier gangbar sind, denn ich habe einen in Chur gewechselt.“

Man sah es Saxon an, daß er seines Vetters in die Augen fallendes Erstaunen nicht begreifen konnte.

„Ihr mögt Recht haben,“ sagte er. „Ich kann es Euch nicht sagen; aber ich will meinen Vater fragen, wenn ich nach Hause komme; ich glaube gewiß, er wird es Euch erklären können.“

Trefaldens Erstaunen war so groß, daß er sich gar keine Mühe gab, es zu verhehlen.

„Aber, mein lieber Junge,“ sagte er, „es ist doch nicht möglich, daß Du den Normal-Werth des Geldes nicht kennst — und den relativen Werth von Gold und Silber?“

„Ich versichere Euch, ich kenne ihn gar nicht.“

„Aber — aber es ist unbegreiflich.“

„Warum das? es ist ein Gegenstand, der mir nicht unter die Augen kommt, und der kein Interesse für mich hat.“

„Aber bei den täglichen Geschäften des Lebens — des Ackerbaues, z. B. so wie bei Euch — beim Kauf und Verkauf —“

„Damit habe ich nichts zu thun. Mein Vater besorgt Alles, was mit dem Landbau zusammenhängt.“

„Nun dann, wenn es auch nur wäre, um Deine eignen Ausgaben zu reguliren, so ist doch eine solche Kenntniß nothwendig und nützlich.“

„Aber ich habe kein Geld,“ erwiderte Saxon mit der Natürlichkeit eines Wilden.

„Kein Geld? Gar keines?“

„Keines,“

„Hast Du nie etwas?“

„Nie.“

„Nie etwas gehabt?“

„Nie in meinem Leben.“

Herr Trefalden athmete tief auf und sagte nichts mehr,

„Das scheint Euch sehr zu überraschen,“ sagte Saxon lachend.

„Ja, das thut es auch.“

„Aber, das ist gar kein Grund dazu. Wozu bedarf ich des Geldes? Was würde es mir nützen? Was soll ich damit anfangen? Was ist Geld? Nichts. Nichts als ein Zeichen, welches Nahrung, Kleidung und Feuerung und andere Annehmlich-

keiten und Bedürfnisse des Lebens bedeutet? Ich habe alles Dies, und da ich es habe, bedarf ich des Geldes nicht. Das ist doch klar."

„Ja, das ist klar — ganz klar," entgegnete der Advokat wie abwesend. „Ich sehe es jetzt ein. Du hast ganz Recht, Saxon. Du würdest nicht wissen, was Du damit anfangen solltest, wenn Du es hättest. Gute Nacht."

„Gute Nacht."

„Vergiß es nicht, um halb neun morgen früh."

„Nein, nein. Gute Nacht."

Und somit schüttelten sie sich die Hände und trennten sich.

Herr Trefalden kam den Abend ziemlich spät zum Mittagessen; aber der Koch im Adler war ein geschickter Künstler und durch ein so gewöhnliches Vorkommniß nicht aus der Fassung zu bringen. Es war ein ausgesuchtes kleines Diner, und Trefalden selbst ungewöhnlich aufgelegt es zu genießen. Nie war der Lachs so frisch gewesen, niemals war eine Majonnaise besser zubereitet; niemals hatte der Lafitte einen zarteren Arom gehabt. Trefalden aß mit Muße, pries den Koch wie ein Kenner und verweilte lange bei dem Dessert. Seine Betrachtungen waren angenehm, und der Rothwein vortrefflich.

„Ein einfacher alter Pastor mit einer Manie für Alterthumskunde," murmelte er, während er seinen Curaçao schlürfte und den Dampf seiner Cigarre von sich blies — „ein einfacher alter Pastor

mit einer Manie für Alterthumskunde und ein junger Barbar, der Theokritus lieſt und nie einen Napoleonsd'or geſehen! Welch' eine entzückende Verkettung der Umſtände! Welch' ein herrliches Feld zu Unternehmungen! Wahrlich, die Tage von Eldorado ſind wiedergekehrt!"

# Siebentes Kapitel.

## Pastor Martins Theorie.

Der Pastor hatte seine innerste Herzensneigung ausgesprochen, als er dem Advokaten erzählt, mit welcher Sorgfalt er die Waise seines Bruders auferzogen; aber er erzählte ihm nicht, mit welchem Eifer, mit welcher Demuth und mit welcher Hingebung er diese schwere Pflicht erfüllt. Da er den vollen Umfang seiner Verantwortlichkeit kannte, hatte er sie von der Stunde an, wo der Knabe geboren war, auf sich genommen. Während der kleine Saxon noch in der Wiege lag, wachte, sann und betete er Nacht für Nacht und fragte sich, wie er diese junge Seele stark machen solle gegen die Versuchungen der Welt. Er hatte wenigstens ein Dutzend verschiedene Erziehungspläne für ihn entworfen, bevor das Kind nur ein verständliches Wort stammeln konnte. Seine Mußezeit verwandte er dazu, das Leben großer und tugendhafter Männer zu studiren, um auf diese Weise zu erfahren, was sie für eine Erziehung genossen; und zu diesem Zwecke

mühte er sich noch einmal mit Plutarchs unverständlichem Griechisch und Fullers noch unverständlicherem Englisch ab. Er häufte ungeheure Listen von lehrreichen Büchern an, die sein Zögling dermaleinst lesen sollte, lange bevor die kleinen Ohren von den Aufgaben mit „ung“ und „keit“ gehört hatten. Er füllte viele Ries von seinem Predigtenpapier mit unanstößigen Auszügen aus den klassischen Dichtern und machte leichte Auszüge aus Euclid und Aristoteles nur zu seinem Nutzen und Frommen. Kurzum, ein Indier, der sich vor die Räder des Götzen Juggernaut wirft, kann keinen größeren Beweis seiner Aufopferung und Liebe geben, als Pastor Martin diesem Kinde gab, dem er jeden Augenblick widmete, welchen seine amtliche Thätigkeit nicht in Anspruch nahm, und um dessentwillen er sogar die Etrusker opferte.

Man könnte gerne sagen, daß des Knaben Erziehung mit dem Tage begann, an dem er zuerst anfing zu lachen und seine kleinen Arme denen, die er liebte, entgegenstreckte. Onkel Martin sorgte dafür, trotz einiger Opposition von Seiten der Mutter. Er machte sogleich seine Rechte geltend und wußte seine Stellung ruhig, aber sicher zu behaupten. Er war es, der das Kind die ersten Worte lehrte — der seine ersten schwachen Schritte auf dem weichen Rasen vor der Thür leitete — der seine Lippen das erste schwache Gebet stammeln lehrte. Er sagte ihm, daß Gott die Sonne und die Sterne und die grünen Bäume gemacht. Er führte

ihn zu der Einsicht, daß alles Geschaffene nützlich und schön — selbst wenn es dem Auge nicht lieblich erscheint. Er erzog ihn dazu, die Dunkelheit zu lieben wie das Licht, alles Schöne zu bewundern; alles Edle zu verehren; Alles zu lieben, was lebt und athmet. Er wollte ihm nicht einmal ein Spielzeug geben, welches nicht in irgend einer Weise anmuthig oder nützlich war.

Saxons Mutter war gestorben, als er nur zwei Jahre zählte; und von da ab verfolgte der gute Pastor seine Ansichten, ohne auch nur einen Schein von Opposition. Der ältere Saxon glaubte an seinen Bruder wie immer und ordnete sich ihm in allen Dingen unter. Martin glaubte vielleicht nicht ganz so fest an sich selbst, aber wie er seinem Vetter sagte, er bat um Erleuchtung und strebte nur darnach, zu wissen, was seine Pflicht war, um sie zu erfüllen.

Mit der Zeit wurde die Ausführung dieser Pflicht immer umfangreicher. Der Knabe wuchs riesig an Leib und Seele; er entwickelte einen ebenso beunruhigenden Appetit für Bücher, als für Brot und Butter. Seine Wißbegierde ward ebenso unersättlich, wie sein Fleiß unermüdlich. Er machte seinem Lehrer daher oft viel Kopfzerbrechen, denn ohne es zu wissen, bereitete er ihm ein Heer von Schwierigkeiten, für welche in des guten Pastors Theorien kein Rathschlag gegeben war.

Denn Martin Trefalden hatte Theorien — ganz eigenthümliche, uneigennützige, excentrische Theorien,

welche sich auf dem Papiere ganz prächtig ausnahmen, und die er seinem Bruder immer auf's Neue bewiesen hatte, wenn sie Abends zusammen am warmen Heerde ihre Pfeife rauchten, welche aber die unangenehme Manier hatten, ihn über den Haufen zu werfen und im Stiche zu lassen, jetzt, wo sie sich in der Praxis bewähren sollten.

Unter seinen Theorien war die hervorragendste und hauptsächlichste die über das trefaldener Vermächtniß.

Da er seinen Bruder überredet hatte, zu heirathen, und den jüngeren Saxon so zu sagen gezwungen hatte, auf der Bühne dieses Lebens zu erscheinen, so lag ihm augenscheinlich vor allen Dingen ob, diesen kleinen Christen gegen die Gefahren und Versuchungen, denen sein eigenthümliches Geschick ihn aussetzte, zu waffnen. Er mußte in Unschuld, Einfachheit, Wohlthätigkeit und Selbstverläugnung erzogen werden. Er mußte lernen, nur an den einfachsten Vergnügungen Gefallen zu finden. Er mußte doppelt und dreifach gegen Stolz, Geiz, Verschwendung, Selbstbefriedigung und alle anderen Sünden, welche der Reichthum gebiert, geschützt sein. Vor Allem, so schloß der Pastor, muß er das Geld nicht lieben; ja noch mehr, es muß ihm ganz gleichgültig sein. Er muß es nur als ein Zeichen — als ein Hülfsmittel — als einen Vermittler des Austausches — als ein Ding, das an sich werthlos und nur wünschenswerth zur Bequemlichkeit, betrachten lernen. Seine Kinderhand muß nie dadurch

befleckt werden; seine unschuldigen Gedanken sich nie damit beschäftigen; er soll so fern von der Berührung des Goldes bleiben, wie die ersten Bewohner des Paradieses.

„Aber wenn er erwachsen ist, Bruder Martin," wandte der Vater eines Abends ein, als sie wie gewöhnlich in der Ofenecke saßen und die Sache besprachen, „wenn er groß wird, siehst Du, und das Geld ihm wirklich zufällt — was dann?"

„Was meinst Du, Saxon?"

„Er wird nicht wissen, was er damit anfangen soll."

„Aber Du wirst es wissen," entgegnete der Pastor scharf, „und Du bist es ja doch, welcher erbt — nicht er. Daran scheinst Du nie zu denken, Bruder."

Der Farmer antwortete nicht.

„Und um die Zeit," fuhr Martin fort, „wird der Knabe auch alt genug sein, den rechten Gebrauch des Reichthums zu kennen."

„Den wirst Du ihn lehren, Bruder Martin," entgegnete der Farmer.

„Du und ich zusammen."

Der ältere Saxon rauchte ein paar Sekunden lang schweigend weiter; dann legte er seine Hand sanft auf des Bruders Arm und sagte: „Bruder Martin, Du bist jünger als ich, wie ich Dir schon einigemale bemerkt habe. Ich glaube nicht, daß ich noch ein langes Leben vor mir habe; ich habe das

Gefühl, daß ich dieses Vermögen nie erben und meinen Knaben nie bärtig sehen werde."

Er hatte Recht. Er starb, wie wir gehört haben, zwölf Jahre vor dem Ablauf des Jahrhunderts, und Martin Trefalden fuhr fort, seinen Neffen nach seinen eigenen Ansichten zu erziehen. Er konnte sein Steckenpferd jetzt ganz nach Belieben reiten, ohne auch nur durch eine schüchterne Frage auf seinem Wege aufgehalten zu werden; so ging es denn in ruhigem Paßgang Jahr auf Jahr mit geschlossenen Augen weiter, denn er wollte nicht sehen, daß Saxon nicht länger ein Knabe war. Er stellte sich mit Fleiß so, als ob er seinen Schnurrbart und seine Größe nicht bemerkte. Er wollte nicht glauben, daß es schon an der Zeit sei, von dem verbotenen Gegenstande zu sprechen. Er konnte den Gedanken nicht ertragen, seinem jungen Spartaner zu sagen, daß er eines Tages ein reicher Mann werden würde; und so zu sagen, selbst Hand daran zu legen, jene Lehren von unweltlichen Gesinnungen, die er sein ganzes Leben lang bemüht gewesen, ihm einzuflößen, zu zerstören.

Seit einiger Zeit jedoch hatte er Zweifel empfunden. Er hatte angefangeu, Betrachtungen darüber anzustellen, ob gänzliche Unbekanntschaft mit dem Leben wirklich die beste Vorbereitung zu einer thätigen Laufbahn sei, und ob die Universität in Genf nicht eine bessere Schule für seinen Neffen gewesen wäre, als die Einsamkeit von Domleschg.

So standen die Sachen, als Wilhelm Trefalden,

Advokat aus der Kanzleihofallee in London, in Schloß Rotzberg erschien; und so kam es, daß sein Vetter Saxon, der Erbe von vier und einer halben Million in Staatspapieren, keine Idee von dem Werthe eines Napoleonsd'or hatte.

# Achtes Kapitel.

## Wilhelm Trefalden trifft unterwegs Bekannte.

Pünktlich wie der Minutenzeiger der einfachen kleinen Schweizeruhr auf dem Kaminsims traf Saxon der Verabredung gemäß, ein. Der erste metallene Schlag der halben Stunde erzitterte, als er die Thür des Wirthshauses erreichte, und der zweite wurde durch den schnellen Tritt seiner eisenbeschlagenen Hacken auf dem mit Fliesen belegten Vorplatz, welcher nach dem Saal führte, übertönt. Er fand den Frühstücktisch vor dem offenen Fenster, von dem aus man den Garten und die Berge sehen konnte, gedeckt, während sein Vetter am andern Ende des Zimmers in einem großen Buche blätterte.

„Es ist angenehm zu sehen, daß man einen Charakter so gut zu beurtheilen versteht," sagte Trefalden, indem er ihm die Hand entgegenstreckte. „Ich wußte gewiß, daß Du die Zeit innehalten würdest — so gewiß, daß ich soeben die Spiegeleier bestellt habe — und da kommen sie schon! Komm, setze Dich. Ich hoffe, Du bist hungerig."

„Das bin ich wirklich," entgegnete Saxon, indem er tüchtig auf das Brot einhieb.

„Es kommt mir beinahe vor, als wenn Du die Bergluft mit hereingebracht hättest," sagte Trefalden, indem er seine blühenden Wangen und seine verwehten Locken mit etwas neidischen Blicken betrachtete.

„Es ist ein herrlicher Morgen zu einem Spaziergang."

„Das ist es; und ich bin nach einigen der hohen Weiden hinaufgewesen, um eine von unseren Ziegen zu suchen. Um sechs Uhr war es so klar, daß ich den Glärnisch ganz deutlich sehen konnte."

„Was ist der Glärnisch — ein Berg?"

„Ja, ein herrlicher Berg; der höchste im Kanton Glarus."

„Welchen Wein trinkst Du am liebsten, Saxon?"

„O, es ist mir einerlei, welchen von beiden ich trinke; ich mag den einen ebenso gern wie den andern."

Trefalden sah von der Weinkarte auf.

„Welchen „einen" und welchen „andern" meinst Du?" fragte er.

„Den rothen und den weißen."

„Du meinst den gewöhnlichen Wein?"

„Gewiß. Wie so?"

Trefalden zuckte die Achseln.

„Ich trinke selbst keinen Essig," sagte er, „und möchte ihn Dir auch nicht vorsetzen. Wir wollen eine Flasche von dem Château Margaux unseres Wirthes probiren. Ich hoffe, der wird Dir gefallen?"

„Ich weiß es nicht," erwiderte Saxon. „Ich habe ihn nie geschmeckt."

„Hast Du jemals Champagner getrunken?"

„Nie."

„Möchtest Du ihn wohl einmal probiren?"

„Ich frage wirklich nicht darnach. Ich mag Eins ebenso lieb wie das Andere. Diese Koteletts sind vortrefflich."

Trefalden betrachtete seinen Vetter mit einem Blicke, der aus Verwunderung und Mitleiden gemischt war.

„Mein lieber Junge," sagte er, „wie hast Du es angefangen, eine Sache nur ebenso lieb zu mögen wie eine andere?"

Saxon sah verblüfft aus.

„Es ist ein großer Fehler, der entweder in Deiner Konstitution oder in Deiner Erziehung liegt," fuhr Herr Trefalden ernsthaft fort, „und den Du suchen mußt abzulegen. Lache nicht; es ist mein voller Ernst. Hier, koste diese Pastete, und sage mir, ob Du sie nur ebenso lieb wie die Kotelettes issest."

Saxon aß davon und machte ein saures Gesicht.

„Woraus besteht sie?" sagte er. „Und was sind das für häßliche, schwarze Dinger, die darin sind?"

„Es ist eine Pastete von fetter Leber," erwiderte Wilhelm Trefalden mit Pathos," und jene häßlichen, schwarzen Dinger sind Trüffeln, die größte Delikatesse, welche man sich nur denken kann."

Saxon lachte herzlich, goß etwas Rothwein

in ein Glas und streckte die Hand nach der Wasserflasche aus.

„Du willst doch den Château Margaux nicht vermischen!“ rief Herr Trefalden.

„Warum nicht?

„Weil es ein Frevel ist, das Bouquet zu verderben.“

„Aber ich bin durstig.“

„Um so besser. Dann ist Dein Geschmack um so viel feiner. Versuche wenigstens das erste Glas unverfälscht.“

Saxon gab nach und leerte sein Glas mit einem Zuge.

„Der ist köstlich,“ sagte er.

„Findest Du das wirklich!“

„Ohne Frage.“

„Du ziehst ihn also dem gewöhnlichen Weine vor?“

„Das thue ich wirklich!“

Trefalden athmete mit tiefer Befriedigung auf und sagte:

„Dann habe ich doch noch etwas Hoffnung für Dich, Saxon.“

„Aber —“

„Aber was?“

„Aber ich bin nicht sicher, ob ich ihn dem Wein von Asti vorziehe.“

Trefalden legte sich in seinen Stuhl zurück und stöhnte laut.

„Es thut mir sehr leid,“ lachte Saxon mit komischem, halb schüchternem, halb reuevollem Blick.

„Aber ich kann es nicht helfen — kann ich wohl?“

Bevor der Advokat ihm hierauf etwas erwidern konnte, rauschte ein seidenes Kleid und erschollen Stimmen auf dem Flur, und eine Dame und ein Herr, in ernstem Gespräch begriffen, traten in den Saal. Sobald sie aber sahen, daß noch Andere im Saale waren, hielten sie inne. In demselben Augenblick erhob sich Trefalden, der halb der Thüre zugekehrt saß, mit dem Ausrufe: „Mademoiselle Colonna!“

Die Dame reichte ihm die Hand.

„Sie hier, Herr Trefalden?“ sagte sie. „Padre mio, Du erinnerst Dich doch noch des Herrn Trefalden?“

Der Herr, welcher seinen Hut in der einen und ein Bündel mit Papieren in der andern Hand hielt, verbeugte sich ziemlich förmlich und sagte, er glaube, er habe schon früher das Vergnügen gehabt, Herrn Trefalden kennen zu lernen.

„Ja, in Castletowers,“ antwortete der Advokat.

Das dunkle Antlitz des Fremden erhellte sich bei diesen Worten, und seinen Hut fortlegend, trat auch er auf ihn zu, um ihm die Hand zu schütteln.

„Vergeben sie mir,“ sagte er, „ich dachte nicht daran, daß Sie ein Freund von Lord Castletowers sind. Haben Sie ihn kürzlich gesehen? Ich hoffe, Sie befinden sich wohl. Dies ist ein reizender Ort. Sind Sie schon lange hier gewesen? Wir sind erst in diesem Augenblick hier angekommen.“

Er that eine Menge Fragen, ohne die Antwort

abzuwarten, und sprach eilfertig und wie abwesend, als wenn seine Gedanken anderswo weilten. Sowohl sein Akcent, so wie der seiner Tochter klang etwas fremd, doch der seine noch mehr als der ihrige.

„Ich bin erst gestern gekommen," entgegnete Herr Trefalden, „und habe die Absicht, acht bis vierzehn Tage hier zu bleiben. Darf man wagen zu hoffen, daß Sie ein Gleiches thun werden?"

Die junge Dame schüttelte verneinend das Haupt. Ihr Vater war schon nach dem anderen Ende des Zimmers gegangen und sah seine Briefe durch.

„Wir wollen hier nur warten bis unser Vetturino seine Pferde gefüttert hat," sagte sie; „und wir hoffen, Chur noch zur rechten Zeit zu erreichen, um mit dem Mittagszuge fahren zu können."

„Ein kurzer Aufenthalt," bemerkte Herr Trefalden.

„Ja; es thut mir leid. Wir sind schon oft dieses Weges gereist, aber immer in Eile. Die Gegend würde gewiß eine Erforschung belohnen; sie ist sehr schön."

„Sie kommen von Italien, wie ich vermuthe?"

„Ja, von Milan."

„Und sind natürlich wie immer thätig für die gute Sache?"

Ihre Augen schienen plötzlich größer zu werden und zu flammen, als sie sie zu dem Fragenden erhob.

„Sie wissen, Herr Trefalden," sagte sie, „daß wir nur für sie leben. Aber warum nennen Sie

sie die gute Sache? Sie haben sich uns nie angeschlossen — uns nie geholfen. Ich ahnte nie, daß sie unsere Sache für eine gute hielten."

„Dann haben Sie mir Unrecht gethan," erwiderte der Advokat lächelnd und ohne Verlegenheit. „Die Freiheit und Einheit eines großen Volkes muß eine gute Sache sein. Ich würde mich meiner Gesinnung schämen, wenn ich anders dächte."

„Aber warum lassen Sie uns dann nicht die Unterstützung Ihres Namens angedeihen?"

„Weil er Ihnen keine Unterstützung gewähren würde. Ich bin ein unbekannter Mann; ich besitze weder Vermögen noch Einfluß."

„Selbst wenn dem so wäre, würde es nichts ausmachen," sagte Mademoiselle Colonna eifrig. „Jeder Freiwillige ist uns von Werth — und wenn er noch so klein und schwach wäre. Sie aber sind weder das Eine noch das Andere, Herr Trefalden. Sie sind durchaus kein unbekannter Mann, sondern ein glänzender Stern — nein, ich will Ihnen kein Kompliment machen. Ich wiederhole nur, was ich schon oft gehört. Ich weiß, daß Sie Talent haben, und ich bin überzeugt, Sie sind nicht ohne Einfluß. Sie würden eine sehr willkommene Vermehrung unseres Stabes sein."

„Wahrlich, Mademoiselle Colonna, Sie überschätzen mich in jeder Weise."

„Das glaube ich nicht."

„Ich muß Ihnen auch sagen, daß ich ein vielbeschäftigter Mann bin. Mein ganzes Leben wird

von den Obliegenheiten meines Berufes in Anspruch genommen."

„Es ist immer möglich, Zeit zu guten Thaten zu finden," bemerkte die Dame.

„Ich fürchte, nicht immer."

„Kurzum, wir verlangen nicht zu viel. Auch denen unserer Freunde, die uns nur ihren guten Namen und ihre Sympathien leihen, sind wir dankbar. Sie werden sicher einer von Diesen sein wollen?"

„Es ist besser Nichts zu geben als etwas Werthloses," meinte Trefalden.

Mademoiselle Colonna beantwortete diese Entgegnung mit einem leichten Aufwerfen der Lippen und einem neuen Blitz ihrer prachtvollen Augen.

„Wer nicht für Italien ist, ist gegen uns, Herr Trefalden," sagte sie kalt und wandte sich ab.

Der Advokat lenkte mit vielem Takte wieder ein.

„Ich kann nicht zugeben, daß Mademoiselle Colanna mich zum zweiten Male mißversteht," sagte er.

„Wenn Sie mir die Ehre anthun meinen Namen zu überschätzen, kann ich Ihnen denselben nur zur Verfügung stellen."

„Meinen Sie es aufrichtig?" fragte sie schnell.

„Gewiß."

„Sie gestatten uns, Ihren Namen zu gebrauchen!"

Herr Trefalden verbeugte sich lächelnd.

„Dank, im Namen der Sache."

„Aber, Signora —"

„Aber was?"

„Sie werden mir vergeben, wenn ich Sie ersuche, mir zu sagen, auf welche Weise Sie beabsichtigen, meinen Namen zu verwenden?“

„Ich werde ihn in die allgemeine Liste eintragen.“

„Ist das Alles?“

„Alles, weder mehr noch weniger.“

Trefaldens Antlitz verrieth weder Befriedigung noch Mißvergnügen. Es blieb eben so ruhig und gleichgültig wie sein Lächeln. Mademoiselle Colonna sah aus, als ob sie ihm in's Herz sehen wollte, aber sie vermochte es nicht.

„Wenn Sie bereuen, mir die Erlaubniß gegeben zu haben,“ begann sie, „oder etwas gegen die Oeffentlichkeit —“

„Nein, nein,“ unterbrach sie der Advokat, indem er die Hand leicht zur Abwehr erhob; „durchaus nicht. Es macht mir viel Vergnügen.“

„Wenn Sie also im Gegentheil sich eines Tages veranlaßt fühlen sollten, uns thätigere Hülfe angedeihen zu lassen,“ fuhr sie fort, „so brauchen Sie nur an meinen Vater oder an Lord Castletowers, oder an eins der Ehrenmitglieder zu schreiben, und Ihre Mitwirkung wird sogleich dankbare Annahme finden. Bis dahin wird weder an Ihre Zeit, noch an Ihre Geduld Anspruch gemacht werden.“

Herr Trefalden verbeugte sich.

„Haben Sie viele solche Drohnen in Ihrem Bienenkorbe, Signora?“ fragte er.

„Hunderte.“

„Aber die können Ihnen doch nur hinderlich sein."

„Ganz das Gegentheil. Sie sind von beträchtlichem Werthe. Ihre Namen geben unserer Sache Gewicht in den Augen der Welt; und die gedruckten Listen derselben finden ihren Weg nach jedem Hofe und Kabinette Europas. Hier, z. B., habe ich ein Papier —"

Sie hielt inne, blickte nach Saxon hinüber und ließ ihre Stimme beinahe zum Geflüster hinabsinken, als sie sagte:

„Ihr Führer, vermuthe ich? Versteht er Englisch?"

„Vollkommen," antwortete der Advokat, die zweite Frage beantwortend und die erste unbeachtet lassend. „Eben so gut wie Sie oder ich."

„Dio! habe ich zu viel gesagt? ist er zuverlässig?"

„Ich würde für ihn mit meinem Kopfe einstehen, wenn er den Sinn unseres Gespräches verstanden — welches er sicher nicht hat."

„Wie können Sie dessen so sicher sein?"

„Weil er ein wilder Bergbewohner ist und nicht mehr von Politik versteht als Sie, Signora Colonna, von dem gemeinen Rechte in England verstehen."

Die junge Dame nahm ein zusammengefaltetes Stück Papier aus der Tasche und gab es Herrn Trefalden in die Hand.

„Lesen Sie das," sagte sie. „Es ist aus Rom. Sie wissen natürlich, daß Sardinien —"

Ihre Stimme sank wieder zum Geflüster hinab.

Sie zog den Advokaten mit zum Tische ihres Vaters, breitete das Dokument vor ihm aus und fing an sich über den Inhalt desselben mit ihm zu unterhalten. Sie that dies mit großem Ernste und großer Lebhaftigkeit, aber in einem Tone, der nur ihrem Zuhörer verständlich war. Trefalden war ganz Aufmerksamkeit. Signor Colonna saß, die mageren Hände in den Haaren vergraben, mit den Ellbogen auf dem Tische, in seine Papiere vertieft. Saxon, welcher nicht gewagt hatte, die Augen vom Teller zu erheben, während die Dame neben ihm stand, blickte jetzt zuweilen verstohlen nach der Gruppe am andern Ende des Saales. Nachdem er einmal hingesehen, sah er wieder hin und konnte nicht unterlassen, immer wieder hinzublicken. Dies war durchaus nicht sonderbar. Es wäre im Gegentheil sonderbar gewesen, wenn er es nicht gethan hätte; denn Saxon Trefalden besaß ein tiefes, um nicht zu sagen, ein heiliges Gefühl für Schönheit; und nie in seinem Leben hatte er etwas Schöneres gesehen als Olimpia Colonna.

# Neuntes Kapitel.

## Olimpia Colonna.

Saxon Trefalden verliebte sich nicht beim ersten Anblick, wie Palamon in Emilie, die in dem Garten „mit grünen Zweigen“ spazieren ging. Sein Herz schlug nicht schneller, seine Wange wurde weder roth noch bleich bei dieser verstohlenen Betrachtung. Nichts der Art. Er bewunderte sie — bewunderte sie und staunte sie an, und es entzückte ihn, sie anzusehen; gerade so wie er einen herrlichen Sonnenaufgang in seinen heimischen Alpen, oder ein glänzendes Meteor am Himmel bewundert und angestaunt haben würde. Er suchte nicht ihre Züge zu analysiren; er hätte sie nicht beschreiben können, und wenn es sein Leben gegolten hätte. Er hatte keine Idee davon, ob ihre wunderbaren Augen braun oder schwarz waren; ob die bezaubernde Anmuth ihres Lächelns den Augen oder dem vollkommen schönge-formten Munde zuzuschreiben war. Er ahnte nicht, daß ihr Haar dieselbe Farbe und Fülle hatte wie die weltberühmten Locken Lukrezia Borgia's; er sah

nur, daß es in krausen Wellen, wie eine feurige Wolke, von ihrer Stirn zurückgeworfen und in ein Diadem geschlungen war, um das eine Königin sie hätte beneiden können. Er wußte nicht, wie stolz sie die Lippe aufwerfen und wie leicht sie vor Erregung zittern konnte; aber es konnte ihm nicht entgehen, daß sogar in den schlanken Wellenlinien ihrer großen, zarten Gestalt sich ein gewisser Stolz kundgab, und daß ihre Schönheit etwas Gebietendes hatte. Kurzum, Saxon war kein Kenner weiblicher Schönheit.

Die Frauen im Kanton Grisons sind die häßlichsten ihrer Race, und bis dahin hatte er keine anderen gesehen. Ein wirklich anmuthiges, schönes gebildetes Weib war in seinen Augen ein Phänomen, und er betrachtete sie ungefähr mit derselben entzückten Ehrfurcht, mit der wir zum erstenmal das Meer oder die Sterne am südlichen Himmel betrachten. In Wahrheit, wäre Mademoiselle Colonna nur ein schönes Portrait von Titian oder eine Marmorgöttin von Phidias gewesen, er hätte sie kaum mit leidenschaftloserer, unverstellterer Bewunderung anschauen können.

Gleich darauf kam Wilhelm Trefalden wieder zurück, während Signor Colonna und seine Tochter sich ebenfalls zum Frühstück niedersetzten. Schweigend und ernst nahm er seinen Platz wieder ein. Er schob den Teller fort mit der Miene eines Mannes, der mit seinen Gedanken zu sehr beschäftigt ist, um Hunger zu empfinden. Darauf sah er Saxon an, aber Saxons Augen wanderten nach dem andern

Ende des Saales, und er merkte nichts davon, daß er einer genauen und neugierigen Forschung unterworfen wurde. Der junge Mann würde vielleicht ein wenig unangenehm überrascht worden sein, wenn er den Gesichtsausdruck seines Vetters beobachtet hätte; und das eigenthümliche, cynische Lächeln, in welches derselbe zuletzt überging, würde ihn vielleicht noch mehr verwirrt, als überrascht haben.

„Komm Saxon," sagte Trefalden, „wir müssen diese Flasche Château Margaux leeren, bevor wir gehen."

Saxon schüttelte den Kopf.

„Du hast nur ein Glas getrunken," versuchte Trefalden einzuwenden.

„Danke, ich trinke nicht mehr."

„Dann magst Du ihn also doch nicht?"

„Ja wohl, aber ich bin nicht mehr durstig. Seht, ich habe die Wasserflasche beinahe geleert."

Trefalden zuckte die Achseln.

„Es wird erzählt," sagte er, „daß die Menschen ursprünglich drei Vorbereitungsstufen durchmachen mußten, bevor sie das Zeitalter der Civilisation erreichten — nämlich die Stein-, die Eisen- und die Bronze-Zeit. Du, mein lieber Saxon, bist noch in der Stein-Zeit, und nur der Himmel weiß, wie lange Du darin verblieben wärest, wenn ich Dir nicht zu Hülfe gekommen wäre! Es ist meine Mission, Dich zu civilisiren."

Saxon lachte laut auf. Er hatte die Manier, bei der geringsten Veranlassung wie ein fröhliches

Kind zu lachen; und in Trefaldens Augen galt dies nur für einen Beweis mehr von seinem Mangel an Bildung.

„Civilisiret mich, so viel Ihr wollt, Vetter Wilhelm," sagte er; „aber muthet mir nicht zu, ohne Durst zu trinken und ohne Hunger zu essen."

Herr Trefalden blickte unruhig nach dem andern Tische hin, wo Vater und Tochter neben einander saßen und sich leise in italienischer Sprache unterhielten. Vielleicht hatte er keine Lust, sie hören zu lassen, daß Saxon ihn „Vetter" nannte. Jedenfalls stand er plötzlich auf und sagte:

„Komm — wollen wir eine Cigarre im Garten rauchen, ehe wir uns auf den Weg machen?"

Aber gerade, als sie im Begriff waren, das Zimmer zu verlassen, erhob sich Mademoiselle Colonna und folgte ihnen.

„Herr Trefalden," sagte sie eilfertig, „Herr Trefalden — wir haben hier Briefe vorgefunden, von denen einer augenblicklich beantwortet werden muß. Diese Antwort muß durch einen sicheren Boten an eine bestimmte Stelle gebracht werden. Sie darf aus verschiedenen Gründen nicht durch die Post geschickt werden. Können Sie mir helfen? Wissen Sie Jemand, den ich mit Sicherheit dazu verwenden könnte?"

„Das weiß ich in der That nicht," erwiderte der Advokat. „Ich bin ebenso fremd in Reichenau, wie Sie. Vielleicht jedoch kann der Wirth Ihnen sagen —"

„Nein, nein," unterbrach sie ihn. „Es wäre unvorsichtig, ihn um Rath zu fragen."

„Dann fürchte ich, kann ich Ihnen nicht helfen."

„Es ist — es ist nicht sehr weit," begann die Dame zögernd auf's Neue. „Er würde nur eine Meile weiter als Thusis, auf dem Wege nach dem Splügen zu gehen haben."

„Wenn ich nicht ein Rechtsgelehrter wäre, Mademoiselle Colonna," sagte Trefalden mit seinem süßesten Lächeln, „so würde ich mich selbst dazu erbieten, Ihr Bote zu sein; aber —"

„Aber Sie haben uns Ihren Namen geliehen und können weiter nichts für uns thun, Herr Trefalden. Ich verstehe, ich habe das von Anfang an verstanden. Es thut mir nur leid, Sie belästigt zu haben."

„Sie haben mich wirklich nicht belästigt. Ich bedaure nur, Ihnen nicht dienen zu können."

Damit machte er Mademoiselle Colonna eine Verbeugung, gab seinem Vetter einen Wink, ihm zu folgen, und verließ das Zimmer. Saxon aber blieb noch zögernd und unentschlossen stehen und wandte sich statt dessen an die Dame.

„Ich kann den Brief besorgen," sagte er verlegen.

Mademoiselle Colonna besann sich, sah ihm gerade in die Augen und sagte dann:

„Es ist ein wichtiger Brief. Kann ich Euch vertrauen?

„Ja."

„Kann ich mich darauf verlassen, daß Ihr den

Brief nur in die Hände derjenigen Person legen werdet, die ich Euch beschreiben will?"

„Ja."

„Wenn Jemand versuchen würde, ihn Euch zu entreißen, was würdet Ihr beginnen?"

„Wenn Jemand versuchen sollte, ihn mir mit Gewalt fortzunehmen, so würde ich ihn zu Boden schlagen," entgegnete Saxon lachend.

„Aber wenn er stärker wäre als Ihr; oder wenn Mehrere kämen?"

Er schwieg, um nachzudenken.

„Ich — ich glaube, ich würde ihn herausziehen, als wenn ich ihn übergeben wollte und würde ihn dann verschlucken," sagte er.

„Gut."

Mademoiselle Colonna schwieg wieder und sah ihn wieder scharf an.

„Habt Ihr Alles gehört, was ich soeben zu Herrn Trefalden in Betreff des Briefes gesagt habe?" fragte sie.

„Jedes Wort."

„Ihr wißt, daß Ihr nicht davon sprechen dürft?"

„Ich vermuthe es."

„Und Ihr wißt auch, daß die Besorgung dieses Briefes mit einiger Gefahr verbunden sein kann, obwohl dies sehr unwahrscheinlich ist?"

„Das habe ich nicht gewußt, aber ich wußte, daß einige Verantwortlichkeit damit verbunden sei."

„Nun dann, sind Sie trotzdem Willens zu gehen?"

„Natürlich. Warum nicht?"

Mademoiselle Colonna lächelte, machte aber eine etwas zweifelhafte Miene.

„An Ihrem Muthe zweifle ich nicht," sagte sie; „aber wie kann ich wissen, ob Sie mein Vertrauen nicht verrathen werden?"

Saxon erröthete bis unter die Haarwurzeln und trat einen Schritt zurück.

„Sie müssen mir den Brief nicht geben," sagte er, „wenn Sie sich fürchten, mir zu vertrauen. Ich kann nur versprechen, ihn abzugeben und zu schweigen."

Signor Colonna erhob sich plötzlich und gesellte sich zu ihnen. Er hatte seine Börse in der Hand.

„Wollt Ihr das beschwören, junger Mann," fragte er. „Wollt Ihr das beschwören?"

„Nein," entgegnete Saxon stolz; „beschwören will ich es nicht. Es ist verboten, Gottes Namen wegen Kleinigkeiten zu mißbrauchen. Ich will Ihnen mein Ehrenwort darauf geben, aber einen Eid will ich nicht darauf ablegen."

„Hm! welche Belohnung erwartet Ihr dafür?"

„Belohnung? Was meinen Sie?"

„Wollen Sie mit zwanzig Franken zufrieden sein?"

Saxon trat noch einen Schritt weiter zurück. Er blickte von Signor Colonna zu seiner Tochter und von dem Antlitz der Dame zu dem des Herrn hin.

„Geld," stotterte er, „Sie bieten mir Geld an?"

„Ist es nicht genug?"

So ungebildet Saxon auch in mancher Beziehung sein mochte, so war er doch civilisirt genug, um sich unter dieser Beleidigung zu krümmen.

Thränen traten in seine ehrlichen Augen. Es war die erste Demüthigung, welche ihm in seinem Leben begegnete, und er empfand sie bitter.

„Ich bot mich nicht an, Ihnen den Brief um Botenlohn zu besorgen," sagte er mit hastiger, zitternder Stimme. „Ich würde doppelt so weit gegangen sein, um — um der Dame eine Gefälligkeit oder einen Dienst zu erweisen. Guten Morgen."

Und damit drehte er sich auf dem Absatz herum und schritt aus dem Zimmer.

„O bleiben Sie, mein Herr, einen Augenblick — nur einen Augenblick!" rief Mademoiselle Colonna.

Aber er war schon verschwunden.

„Was ist das? Wer kann es sein? was bedeutet das Alles?" fragte Signor Colonna ungeduldig.

„Es bedeutet, daß wir einen großen Fehler begangen," erwiderte seine Tochter. „Er ist ein Gentleman — ein Gentleman, und ich hielt ihn für einen gewöhnlichen Führer! Aber sieh, da geht er hin, durch die Gartenpforte — gehe ihm nach; bitte, gehe ihm nach und entschuldige Dich in meinem und Deinem eigenen Namen."

„Aber, mein Kind," sagte der Italiener unruhig, „wie kannst Du wissen —"

„Ich weiß es. Ich weiß jetzt Alles — ich hätte es gleich wissen können. Aber sieh nur dort hin und überzeuge Dich! Herr Trefalden hat seinen Arm in den seinen gelegt — sie gehen durch die Allee hinunter! Bitte, bitte — gehe sogleich, oder Du wirst zu spät kommen!"

Signor Colonna griff nach seinem Hute und ging fort; aber er kam doch zu spät. Der Garten war ein wahres Labyrinth; er gehörte nicht zum Wirthshause, sondern zu dem Schlosse Planta, welches dicht daneben lag, und man gelangte durch eine große eiserne Pforte, die sich einige Schritte weiter die Straße hinunter befand, hinein. Er lag auf einer kleinen, malerischen Halbinsel, am Zusammenflusse des Vorder- und Hinterrheins, und war von allen möglichen verschlungenen Wegen durchschnitten, von denen einige zum Ufer hinabführten, andere zu schattigen Plätzen und verborgenen Lusthäusern hinauf, oder zu freien Rasenplätzen mit duftenden Veilchen und spielenden Fontainen. Durch diese Pfade wanderte Signor Colonna beinah eine halbe Stunde auf und ab, aus und ein, ohne einer lebenden Seele zu begegnen, oder einen Laut zu hören als das Rauschen des Stromes und das Echo seiner eignen Schritte auf dem Kiesweg. Saxon und sein Vetter waren so gründlich verschwunden, als wenn der Boden sich unter ihnen geöffnet und sie verschlungen; oder die grauen Wasser des Rheins sie mit der Fluth hinabgeschwemmt hätten.

# Zehntes Kapitel.

## Mentor beginnt Telemachus zu unterrichten.

Die Nacht nach dem Abend, an welchem Wilhelm Trefalden Schloß Rotzberg seinen ersten Besuch abgestattet, konnte Pastor Martin kein Auge schließen. Seine Besorgnisse hatten in letzter Zeit zugenommen und sich bedeutend vermehrt, und dieses Ereigniß brachte sie alle ans Tageslicht. Er wußte kaum, ob er sich durch die Ankunft seines Vetters aus London erleichtert oder noch mehr beschwert fühlen sollte. So geängstigt sein Gemüth seit einiger Zeit gewesen war, so fürchtete er sich doch davor, die Ursache seines Kummers einem Schiedsrichter darzulegen, der ihm vielleicht sagen würde, daß er thöricht gehandelt habe. Aber hier war der Schiedsrichter, so zu sagen, vom Himmel gefallen; und sein Urtheil mochte nun lauten, wie es wollte, er konnte ihm den bei Saxons Erziehung befolgten Plan nicht vorenthalten. Der gute Mann scheute sich vor diesem Bekenntniß. Er hatte freilich Alles zum Besten gethan, und er würde gerne sein Leben hingegeben

haben, um den Knaben zu einem guten und glücklichen Menschen zu machen. Und doch — und doch blieb die unangenehme Möglichkeit zu betrachten, welche ihn in den letzten Monaten wie ein Gespenst verfolgt hatte. Sein eignes Urtheil konnte während dieser ganzen Zeit falsch gewesen sein; und das schöne Gebäude, welches er in den letzten zwanzig Jahren mit solcher Liebe und Hingebung errichtet, war demnach vielleicht nur auf Sand erbaut. Dies war ein schrecklicher Gedanke für ihn, und so schwer zu ertragen, daß der Pastor sich entschloß, am nächsten Morgen früh nach Reichenau zu gehen und die Sache mit Wilhelm Trefalden zu besprechen, bevor er mit Saxon nach Chur ginge. Als aber der Morgen anbrach, fehlte eine Ziege von der Heerde. Dieses machte einen Querstrich in den täglichen Farmgeschäften, so daß der gute Pastor sich eine halbe Stunde zu spät auf den Weg machte und schon ganz darauf gefaßt war, die Beiden nicht mehr im Adler anzutreffen, wenn er käme.

Saxon war mittlerweile seinem Vetter im Garten des Schlosses Planta nachgekommen.

„Nun," sagte Herr Trefalden. „Ich fing schon an zu glauben, Du würdest gar nicht kommen. Willst Du eine Cigarre?"

Saxon schüttelte verneinend den Kopf.

„Danke, ich rauche nicht," sagte er hastig. „Hierher."

Wilhelm Trefalden bemerkte seine erhitzten Wan-

gen und sein aufgeregtes Wesen und folgte ihm schweigend.

Der junge Mann warf sich in ein Labyrinth schmaler Nebenwege, bis sie zu einem Pfade kamen, welcher zum Wasser hinabführte. Am Fuße dieses Abhanges trennte nur ein Drahtgitter und ein schmaler Kiesweg sie von dem Flusse. Einige Fuß weiter hinauf überspannte eine bedeckte Brücke den Strom und jenseits der Brücke lagen die Felder uud Wiesen und die Berge. Saxon sprang leicht hinüber, ohne das Gitter auch nur mit der Hand zu berühren. Trefalden folgte seinem Beispiele gemächlich und mit etwas weniger Gewandtheit. Wenige Augenblicke später hatten sie Beide das Dunkel der bedeckten Brücke passirt und traten in den hellen Sonnenschein hinaus. Saxon ging sogleich quer über die Landstraße und schlug den gegenüberliegenden Fußpfad ein.

„Ist dies der Weg nach Chur?“ fragte der Advokat plötzlich.

Saxon erschrack und blieb stehen.

„Nein, nein, freilich nicht,“ entgegnete er. „Ich — hatte es ganz vergessen. Wir müssen wieder umkehren.“

„Nicht eher als bis ich mit meiner Cigarre fertig bin. Sieh — hier ist eine schattige Ecke und ein alter Fichtenstamm, der aussieht, als wenn er absichtlich hier gefällt worden wäre. Laß uns niedersitzen und ruhig eine halbe Stunde mit einander plaudern.“

„Von Herzen gern," sagte Saxon. Sie setzten sich also neben einander, fern aus der Gesichts- oder Gehörsweite des Gartens, in welchem Signor Colonna sie auf der anderen Seite des Flusses suchte.

„A propos, Saxon, was hielt Dich so lange auf?" fragte Trefalden. „Du hast doch nicht mit der schönen Olimpia kokettirt?"

Saxons Antlitz ward feuerroth.

„Ich — ich bot mich an, ihren Brief zu besorgen," entgegnete er verwirrt.

„Zum Teufel! das thatest Du? und sie schlug es aus?"

„Sie mißverstand mich."

„Das freut mich von Herzen. Ich möchte um Alles nicht, daß Du wegen einer Kleinigkeit in die Intriguen der Colonna verwickelt würdest. In welcher Weise mißverstand sie Dich?"

Saxon biß sich auf die Lippen, und das Blut, welches beinahe zurückgetreten war, stieg ihm wieder heiß in's Gesicht.

„Sie glaubte, ich wolle den Weg um Botenlohn machen," sagte er widerstrebend.

„Bot Dir Geld an, um es kurz zu sagen?

„Ja —, d. h., ihr Vater that es."

„Und was sagtest Du?

„Ich weiß es kaum. Ich ärgerte mich sehr — mehr vielleicht, als ich hätte sollen. Jedenfalls verließ ich sie und bin nun hier."

„Ohne den Brief, hoffe ich?"

„Ohne den Brief."

Es entstand ein kurzes Schweigen. Herr Trefalden sah nachdenklich vor sich nieder, und ein schwaches Lächeln überflog sein Antlitz. Saxon bemerkte es nicht; seine Gedanken waren mit andern Dingen beschäftigt, und seine Augen waren gleichfalls zu Boden geheftet.

„Es thut mir leid, daß Du mir nicht Gesellschaft mit einer Cigarre leisten willst," sagte Herr Trefalden. „Das Rauchen ist eine gesellige Kunst, welche Du Dir aneignen mußt."

„Die Kunst ist leicht genug," sagte Saxon; „es ist nur schwer, sich Geschmack daran zu erwerben."

„Du hast es also versucht?"

„Ja."

„Und Du wurdest schwindelig davon?

„Durchaus nicht; aber es macht mir kein Vergnügen."

„Das kam daher, weil Du es nicht lange genug fortsetztest, um jenes köstlich träumerische...."

„Ich habe nicht die geringste Lust zu träumerischem Wesen," unterbrach Saxon ihn. „Ich verabscheue jede Empfindung, welche meinen Geist lähmen könnte; ich würde ebenso gerne Fesseln anlegen."

Herr Trefalden ließ sein leises, angenehmes Lachen erschallen und streckte sich der ganzen Länge nach im Grase aus.

„Zwischen Fesseln und Fesseln ist ein Unterschied," sagte er. „Es giebt Fesseln von Gold und von Blumen, sowohl wie von ordinairem Eisen."

„Der Himmel verhüte es, daß ich je eine von den drei Arten kennen lerne," erwiderte Saxon ernst.

„Du bist heute in Gefahr gewesen, von den beiden letzten umschlungen zu werden," entgegnete Trefalden.

„Ihr scherzet, Vetter."

„Nein, Vetter, das thue ich nicht."

Saxons blaue Augen öffneten sich weit vor Erstaunen.

„Was meint Ihr nur?" fragte er.

„Ich will es Dir sagen. Du mußt mir aber versprechen, geduldig zuzuhören, denn meine Auseinandersetzung verlangt, daß ich auf Einzelheiten eingehe."

Saxon nickte zustimmend und der Advokat fuhr, gemächlich, ab und an einen Zug aus seiner Cigarre thuend, also fort:

„Die Familie Colonna ist, wie Du wohl schon wissen wirst, eins der ältesten und edelsten fürstlichen römischen Geschlechter. Giulio Colonna, den Du soeben im Adler gesehen hast, ist ein Abkömmling dieses Hauses. Er ist sein ganzes Leben lang ein Enthusiast gewesen. In seiner Jugend heirathete er aus Liebe, und in den letzten zwanzig bis dreißig Jahren hat er sich mit Leib und Seele der italienischen Politik ergeben. Er hat mehr Pamphlete geschrieben und mehr Komplotte geschmiedet, als irgend ein Mann in Europa. Er ist der Anstifter jeder Verschwörung in Italien. Er steht an der Spitze jeder geheimen Gesellschaft, welche die Einheit Ita-

taliens zum Zwecke hat. Kurzum, er ist ein geborener Wühler, und seine Tochter ist ebenso fanatisch wie er selbst. Wie Du sie eben gesehen hast, so sind sie immer. Er den Kopf voll Komplotte und die Tasche voll Pamphlete — sie voll Verstand und Energie, beides anwendend, um einen Verbündeten zu gewinnen und zu benutzen, wo sie nur kann."

„Jetzt verstehe ich, was sie mit der „guten Sache" meinte," bemerkte Saxon nachdenklich.

„Ja, so lautet die abgenutzte Redensart."

Saxon blickte auf.

„Aber es ist eine gute Sache," sagte er. „Es gilt die Freiheit ihres Vaterlandes."

Wilhelm Trefalden zuckte die Achseln.

„Ja, ja, natürlich," entgegnete er; „aber man wird dieser ewigen Pamphlete und Komplotte müde. Kämpfen ist ein ander Ding, Saxon, als intriguiren. Ueberdem hasse ich die Frauen, welche sich mit Politik befassen."

„Sie ist sehr schön," meinte Saxon.

„Sie ist schön, glänzend und bezaubernd; und sie weiß ihre Macht auch zu gebrauchen. Olimpia Colonnas Augen haben Italien mehr Freiwillige erobert als alle Pamphlete ihres Vaters. Gestehe es nur, wenn die Dame eine blaue Brille und eine Haartour getragen, wärest Du nicht so bereitwillig gewesen, den Brief für sie zu besorgen?"

„Das weiß ich nicht; aber ich fürchte, es ist so," erwiderte der junge Mann lachend. „Was hat das aber mit den Fesseln zu thun?"

„Alles. Angenommen nun, z. B., die schöne Signora hätte gewußt, daß Du mein Vetter bist ....“

„Vermuthlich hat sie mich für Deinen Diener gehalten,“ warf Saxon, ein wenig gereizt, dazwischen.

„— und daß Du wirklich diese papierne Grenade besorgt hättest,“ fuhr Herr Trefalden fort; „hast Du keine Ahnung davon, was daraus hätte entstehen können? Wohlan, ich weiß es. Sie würde Dir kein Geld angeboten haben — nicht einen Sous — aber sie würde Dich angelächelt und Dir beim Abschied die Hand gereicht haben; und Du hättest sie wahrscheinlich geküßt, als wenn es die Hand einer Kaiserin gewesen und hättest sie angebetet, als wenn sie eine Gottheit wäre; und Dir wäre der Kopf so sicher verdreht worden wie den falschen Propheten in Dantes siebentem Kreise.“

„Nein, das wäre er nicht,“ sagte Saxon eifrig und mit feuerrothem Gesichte über diese Voraussetzung. „Und überdem befanden sich die falschen Propheten im achten Kreise, Vetter — an dem Orte, den er Malebolge nennt.“

„Richtig im achten. Danke! — Dann würdest Du die Grenade in diejenige Tasche gesteckt haben, die der Stelle zunächst ist, wo einst Dein Herz zu sitzen pflegte; und Du würdest ebenso bereitwillig bis an's Ende der Welt als nach Thusis gegangen sein; und würdest in Demuth glücklich Mademoiselle Colonnas Blumenketten getragen haben, so lange Du lebtest.“

„Nein, aber wirklich ....“

„So weit von den Blumen," unterbrach Trefalden ihn. „Jetzt von dem Eisen. Nachdem Du Dich einmal in diese „gute Sache" eingelassen, wäre alle Hoffnung auf Deine Zukunft verloren gewesen. Binnen eines Monats wärest Du Mitglied irgend einer geheimen Gesellschaft geworden. Da Du, so zu sagen, auf der großen Landstraße nach Italien wohnest, so würdest Du zu allen möglichen gefährlichen Dienstleistungen ersehen werden; und das Resultat des Ganzen wäre ein österreichisches Gefängniß gewesen, aus dem selbst Sankta Olimpia nicht die Macht gehabt hätte, Dich zu erlösen."

„Ein sehr angenehmes Bild und sehr gut entworfen," sagte Saxon mit vor Aerger zitternder Lippe, „aber falsch von Anfang bis zu Ende, Vetter. Ich würde mich weder der Dame noch der Sache gewidmet haben; Eure Schlußfolgerungen fallen daher zu Boden und die Ketten mit ihnen."

Der Advokat hatte zu viel Takt, das Gespräch noch weiter fortzusetzen; er fing daher von etwas Anderem an.

„Bist Du ein Freund von Musik?" fragte er.

„Ein leidenschaftlicher."

„Spielst Du irgend ein Instrument?"

„Ich spiele ein wenig auf der Orgel in unserer Kapelle; aber nur sehr schlecht."

„Nach dem Gehör, vermuthe ich?"

„Nicht ganz. Mein Vater hat in seiner Jugend Musik in Genf getrieben, und Alles, was er konnte, hat er mich gelehrt."

„Welches wohl gerade genug ist, um Dich wünschen zu lassen, es wäre mehr;“ meinte Trefalden.

„Gerade!“

„Habt Ihr eine gute Orgel in der Kapelle?“

„Nein, ein elendes Ding. Sie ist sehr klein, sehr alt und sehr in Unordnung. Zwei der Ventile sind gar nicht mehr zu gebrauchen und fünf sind überhaupt nur da.“

„Wirklich ein elendes Ding. Könnt Ihr nicht eine neue anschaffen?“

„Ich fürchte, nein. Vielleicht, daß Graf Planta uns eine schenkt, wenn er von Italien zurückkommt. Mein Vater will ihm wenigstens davon sagen, aber er ist fast immer in Neapel oder Paris. Es ist möglich, daß er erst in drei bis vier Jahren wieder nach Reichenau kommt.“

„Und während der Zeit kann die Orgel an Altersschwäche sterben und ganz verstummen,“ sagte Herr Trefalden.

„Sehr wahr,“ gab Saxon seufzend zu.

Trefalden blickte ihn scharf an, und es herrschte einige Augenblicke Schweigen.

„Glaubst Du nicht, Saxon,“ sagte er endlich, „daß es sehr angenehm sein müßte, reich zu sein?“

Saxon fuhr aus seiner Träumerei auf und lächelte.

„Reich zu sein?“ widerholte er.

„Ja, z. B., wie Graf Planta.“

„Ist das Euer Ernst, Vetter?“

„Ganz gewiß.“

„Dann ist meine Meinung, daß es gar nicht angenehm sein kann."

„Warum nicht?"

„Weil Reichthum Macht ist, und weil es eine gefährliche Versuchung ist, Macht zu besitzen."

„Unsinn!" sagte Trefalden.

„Und man viel Verantwortlichkeit auf sich nimmt."

„Abermals Unsinn!"

„Die ganze Geschichte beweist dies," erwiderte Saxon ernst. „Betrachtet Athen und Rom — seht, wie der Luxus des einen seine Freiheit untergrub, und wie die Begierde, sich zu überheben . . . ."

Trefalden legte lachend dem jungen Manne die Hand auf den Mund und sagte:

„Mein Lieber, Du sprichst wie ein klassisches Buch oder wie ein Professor in Exeterhall! Wer fragt jetzt nach Rom und Athen? Man sollte glauben, Du wärest wenigstens tausend Jahre alt . . . ."

„Aber . . ."

„Aber Deine Beweisgründe sind sehr richtig, sehr klassisch und didaktisch — ich gebe das Alles zu. Trotzdem machen wir täglich die Erfahrung, daß es eine sehr angenehme Sache um das Geld ist. Aber ich glaube, Du bist ordentlich stolz auf Deine Armuth."

„Ich bin nicht arm," entgegnete Saxon. „Ich habe Alles, was ich brauche. Ein König kann nicht mehr haben."

„Hum! giebt es denn gar keine Arme in Reichenau?“

„Wenigstens keine, die sehr arm sind; keine, die so schlimm daran sind, wie die Leute in Embs.“

„Wo liegt Embs?“

„Auf dem halben Wege nach Chur. Es ist eine römisch-katholische Gemeinde, und die Einwohner sind schrecklich schmutzig und träge.“

„Ach, ich erinnere mich des Ortes; ich kam auf meinem Wege hierher gestern da hindurch. Er sah aus, wie eine Pflanzschule für das Fieber.“

„Wohl mag er das,“ entgegnete Saxon traurig; „im letzten Herbste wüthete es schrecklich dort.“

Herr Trefalden drehte sich plötzlich nach ihm um, stützte die Hand auf den Ellbogen und warf das Ende seiner Cigarre fort.

„Und Du glaubst also, junger Mann,“ sagte er, „daß Geld Dir nichts nützen würde, weil Du Alles hast, was Du bedarfst. Ist es Dir denn nie eingefallen, daß diese armen Fieberkranken Nahrung, Kleidung und Arzenei bedurften?“

„Wir — wir thaten, was wir vermochten, Vetter,“ antwortete Saxon bekümmert. „Gott weiß, es war nur wenig, aber . . . .“

„Aber wenn Du reich gewesen wärest, hättest Du zehnmal mehr thun können. Ist das nicht wahr?“

„Nur zu wahr.“

„Deine Religion gebietet Dir Almosen zu geben; aber wie sollst Du das anfangen ohne Geld?“

„Man kann Gutes thun, auch ohne Geld," meinte Saxon.

„In einem sehr beschränkten Grade. Nicht den zehnten Theil so viel, als wenn Du Geld in Ueberfluß hast. Hast Du die Sache noch nie von dieser Seite betrachtet, Saxon? Hast Du nie gewünscht, reich zu sein, um Andern helfen zu können?"

„Ich weiß es nicht gewiß, aber ich glaube nicht, daß ich es jemals gethan habe. Ich war so erfüllt von dem Glauben, daß Geld die Wurzel alles Uebels sei . . ."

„Bah! Ein Ding ist gut oder schlecht, je nachdem, wie wir es benutzen. Ein Messer ist ein Messer, ob nun ein Chirurg oder ein Mörder es gebraucht; aber die Anwendung desselben ist weit von einander verschieden. Du mußt Deinen Geist nicht von solchen Trugschlüssen umnebeln lassen, Saxon; es ist Deiner nicht würdig!"

Saxon legte unruhig die Hand an die Stirn.

„Was Ihr sagt, klingt wie Wahrheit," sagte er; „und doch, und doch ist es verschieden von den Lehren, auf die ich mein ganzes Leben lang gefußt habe."

„Gerne möglich," entgegnete Trefalden. „Auf Lehren kann man sich nur schlecht verlassen; sie sind von Gummi Elastikum und lassen sich ausdehnen und auf Alles anwenden. Laß uns nur, z. B., annehmen, Du wärest reich . . . ."

„Wie absurd!" sagte Saxon mit erzwungenem Lächeln. „Wozu soll das nützen?"

„Wir wollen einmal sehen, was es für Nutzen haben könnte. Erstens würdest Du guten Unterricht gehabt und Dich in der Musik ausgebildet haben. Dann würdest Du die kleine Kirche dort mit einer schönen Orgel bereichert haben und die Kirche noch vielleicht dazu haben ausbauen lassen. Du würdest die armen Kranken in Embs mit Aerzten und Wärterinnen versehen und vielleicht einem Schock Menschen das Leben gerettet haben. Du würdest im Stande gewesen sein, Deinen Onkel in seinem Alter mit allen möglichen Bequemlichkeiten zu umgeben. Du hättest Deinen Wunsch, Rom, Athen und Jerusalem zu besuchen, erfüllen können. Du hättest das alte Schloß von oben bis unten mit griechischen und lateinischen Dichtern füllen und ein Museum von etruskischen Alterthümern zum Entzücken Deines Onkels anlegen können. Endlich . . .“

Er hielt inne. Saxon blickte auf.

„Nun, Vetter,“ sagte er; „endlich noch?“

„Endlich, reiche Leute tragen keine graue Blouse und lederne Hosen. Wenn Du einen solchen Rock wie ich auf dem Leibe gehabt hättest, Saxon, würde Mademoiselle Colonna Dich nicht für einen gewöhnlichen Bauern angesehen und ihr Vater Dir kein Geld angeboten haben.“

Saxon sprang mit einer ungeduldigen Bewegung empor.

„Genug von dem, was sein würde und sein könnte!“ rief er aus. „Wozu nützen solche Spekus

lationen? Ich bin nicht reich und werde es nie werden; was nützt es also, darüber nachzudenken?"

„Jedenfalls siehst Du jetzt doch, daß Reichthum wünschenswerth ist," meinte der Advokat.

„Ich — ich bin dessen nicht sicher. Ich kann meinen alten Glauben nicht so rasch aufgeben."

„Auch nicht zu Gunsten der Wahrheit?"

„Ich weiß noch nicht, ob es die Wahrheit ist; ich bedarf dazu noch mehrerer Beweise."

„Beweise wofür, mein Sohn?" sagte eine sanfte Stimme dicht hinter ihm.

Es war der Pastor. Ein Feldweg führte gerade über diese Wiesen von Rotzberg nach Reichenau und der Fichtenstamm, auf dem die Vettern saßen, lag wohl zwölf Schritt vom Wege ab.

Saxon stieß einen Freudenruf aus und sagte:

„Das trifft sich glücklich. Du kommst gerade zur rechten Zeit, Vater, um zwischen uns zu richten."

„Wir sprachen vom Reichthum," sagte Trefalden, indem er aufstand und die dargebotene Hand des Alten ergriff. „Mein junger Verwandter hier predigt wie ein Arkadier und spricht gegen das köstliche Metall wie ein zweiter Timon. Ich, meinerseits dagegen, habe ihn zu überzeugen gesucht, daß das Geld eine sehr lichte Seite hat und Einem viele gute Dienste thun kann. Was sagt Ihr dazu?"

Der Pastor sah bekümmert aus.

„Das ist eine sehr wichtige Frage," sagte er, „und es läßt sich viel Wahres auf beiden Seiten sagen; aber wir können jetzt nicht weiter darüber

sprechen, denn ich wünsche mit Euch zu reden, Vetter Wilhelm. Ich bin von Rotzberg hierher geeilt und fürchtete schon, daß ich Euch nicht mehr treffen würde. Wolltet Ihr nicht nach Chur gehen?"

„Wir wollten und wollen, aber später," entgegnete der Advokat.

„Könnt Ihr mir noch eine halbe Stunde schenken, bevor Ihr geht?"

„Den ganzen Tag, wenn es Euch beliebt."

„Nein, eine Stunde wird mehr als hinreichend sein. Saxon, was ich Deinem Vetter zu sagen habe, ist nicht für Dich. Gehe deshalb zu Tamins und frage nach dem Maissaamen, den Farmer Ritschel uns vorige Woche versprochen."

Saxon machte ein erstauntes Gesicht, schickte sich aber an, sie ohne ein Wort zu verlassen.

„Soll ich nachher wieder kommen?" fragte er.

„Nein; Du kannst Deinen Vetter lieber im „Adler" erwarten."

Saxon wurde roth und schien unschlüssig.

„Könnte ich nicht in der Kapelle warten?" sagte er.

„Ja, das kannst Du, wenn Du willst."

Darauf winkte der junge Mann ihnen ein fröhliches Lebewohl zu und machte sich auf den Weg, um seines Onkels Auftrag auszurichten. Als er sich gleich darauf an der Biegung des Weges umblickte, sah er die Beiden schon in ernster Unterhaltung neben einander auf dem Fichtenstamme sitzen, sah Wilhelm Trefalden den Kopf schütteln

und bildete sich ein, daß des alten Mannes Haltung Kummer ausdrücke. Was konnte der alte Mann einem Fremden, den er, obwohl er ein Verwandter war, bis zum vorhergehenden Abend nie gesehen hatte, zu sagen haben? Warum thaten sie so geheimnißvoll? Es war sehr sonderbar. Saxon konnte den Gedanken nicht unterdrücken, daß er der Gegenstand der Unterhaltung sein müsse; und diese Annahme verstärkte seine Unruhe nur noch mehr, ohne daß er sich dessen bewußt war.

# Neuntes Kapitel.

## Oben in der Kirche.

Drei Stunden später treffen wir Saxon allein vor der Orgel in der kleinen Kapelle oben auf der Anhöhe sitzend. Den Kopf auf die eine Hand gestützt, die andere lässig auf den Tasten ruhend. Eine zerrissene Messe von Palestrina lag offen auf dem Notenpulte vor ihm; aber Saxons Augen waren auf die Thür gerichtet und seine Gedanken weit fort. Er hatte vor einer halben Stunde etwa gespielt und war dann in tiefe und ängstliche Gedanken versunken. Er hatte sogar den kleinen, blonden Jungen vergessen, der die Blasebälge für ihn trat und hatte nicht bemerkt, daß er fest im Sonnenscheine, der durch das nach Süden liegende Fenster der Orgel hineinfiel, eingeschlafen war.

Es war eine einfache, kleine Kirche mit weißgetünchten Wänden und braunen Balken, auf jeder Seite des Schiffes befand sich eine Reihe hölzerner Bänke und eine Kanzel von demselben Material. Auf einem Brette, welches von der Decke herab,

gerade über dem Altare hing, war in bunten Schriftzügen, mit Gold und Scharlach, ein deutscher Spruch geschrieben, welcher lautete: „Wo Gott ist, da ist Freiheit.“ Die Orgel war von altem, dunklem Eichenholz mit elfenbeinernen Tasten; und oben auf stand ein zertrümmerter Engel mit zerbrochener Posaune. Es war ein Ort voll ursprünglicher Einfachheit und ohne irgend welche architektonische Schönheit. Die Lage allein verlieh der kleinen Kapelle einigen Reiz; man sah die Alpen und Fichtenwälder durch die offenen Fenster und Thüren.

Es war schon eine Stunde nach Mittag, als Saxon Trefalden vor der Orgel saß, und noch immer kam sein Vetter nicht, um seine Gesellschaft zu begehren. Seine Gedanken arbeiteten geschäftig und seine Seele war beunruhigt. Die Besorgniß, welche er empfunden, als er die Beiden ihrer Konferenz überließ, hatte sich jetzt um das zehnfache gesteigert. Warum hatten sie ihn davon ausgeschlossen? Und warum hatte sein Onkel, der, wie er glaubte, bis jetzt ihm keinen Gedanken verheimlicht, jetzt Geheimnisse vor ihm?

Und dann, was hatte es für eine Bewandtniß mit diesem unbekannten Verwandten, Wilhelm Trefalden aus London? Mochte Saxon ihn wirklich leiden? Es war eine schwere Frage, die er sich kaum selbst zu beantworten wußte. Er glaubte, er möge seinen Vetter leiden; ja er war dessen gewiß, beinahe ganz gewiß — er mochte ihn leiden. Heute vielleicht nicht ganz so gern als gestern. Mischte sich ein

unwillkürliches Mißtrauen in sein Gefühl? Nein, das war nicht möglich. Seine edle Natur bebte davor zurück. Kam es daher, daß Wilhelm Trefaldens Ideen so neu für ihn waren und seine eigenen vorgefaßten Ansichten von gut und böse umstießen? Oder kam es daher, daß er selbst heute Morgen etwas verstimmt über die Welt, etwas weniger zufrieden als sonst war? Es ist wahr, die Töne der Orgel hatten heute Morgen noch schriller und dünner als sonst geklungen und sein eigenes Spiel war ihm heute noch unbeholfener als gewöhnlich vorgekommen. Ueberdem war es schwer, die Geschichte mit den zwanzig Franken zu vergessen. Ja, ja, er mochte seinen Vetter wirklich leiden; und was die Armuth anbetraf, so mußte er sich darin zu finden suchen und die beste Seite derselben herauskehren, wie sein Vater und Onkel vor ihm gethan. Und was Olimpia Colonna anbetraf — Bah — wäre sie auch schön wie Helena und patriotisch wie Camilla, ihm konnte es gleichgültig sein. Er bildete sich ein, er wäre unverwundbar.

Als er bei diesem Punkt seiner Betrachtung angekommen war, fiel ein Schatten über die Schwelle, dem Wilhelm Trefalden in höchst eigener Person folgten.

„Ich muß mich schämen, Sayon," sagte er, „Dich so lange haben warten zu lassen. Dein Onkel ist nach Hause gegangen und ich vermuthe, es ist zu spät geworden, um heute noch nach Chur zu gehen. Ist dies die Orgel?"

Saxon nickte bejahend.

„So! ein alter poltriger Kasten mit Pfeifen, der nur dazu taugt als Brennholz zu dienen! Was sagst Du dazu? Willst Du der Gemeinde eine neue Orgel schenken?“

„Ich hoffe, die Gemeinde wird nicht zu warten brauchen, bis ich es thue,“ entgegnete Saxon mit mattem Lächeln.

„Aber es ist mein Ernst. Willst Du eine in Genf bestellen, oder willst Du eine von Paris kommen lassen?“

„Vetter Wilhelm, was meinst Du eigentlich?“ stotterte Saxon, dessen Herz anfing schneller zu schlagen, ohne daß er wußte warum.

Trefalden legte dem jungen Mann beide Hände auf die Achseln, und ihm fest in's Gesicht blickend, antwortete er:

„Ich will Dir sagen, was ich meine, Saxon. In drei bis vier Wochen wirst Du ein reicher Mann, ein sehr reicher Mann sein — zehnmal reicher als Graf Planta oder irgend ein anderer Edelmann hier.“

„Ich — reich — reicher als — Ich verstehe Euch nicht!“ sagte Saxon mit gebrochener Stimme.

„Es ist die volle Wahrheit.“

„Aber, mein Onkel —“

„Er weiß darum. Er hat es schon vor Deiner Geburt gewußt. Er hat mich gebeten, Dir die Geschichte Deiner Erbschaft zu erzählen.“

Saxon legte die Hand an die Stirn und wandte sich ab.

„Noch nicht — nicht hier!“ sagte er mit bewegter Stimme. „Ich — ich bin so überrascht — beinahe erschrocken. Wollt Ihr mich einige Minuten allein lassen? Ich will sogleich zu Euch auf den Kirchhof hinauskommen.“

„O, gewiß,“ entgegnete Herr Trefalden und wandte sich der Thür zu. Saxon sprang ihm nach und ergriff ihn beim Arm.

„Einen Augenblick,“ rief er und deutete auf eine kleine steinerne Tafel, welche an der Wand zwischen der Orgel und der Kirchenthür angebracht war; „wußte er es auch?“ Auf der Tafel stand Saxon Trefaldens Name und das Datum seines Todestages.

„Dein Vater und Dein Onkel wußten es beide,“ entgegnete Trefalden ernst. „Dies Vermögen würde jetzt Deinem Vater statt Dir zufallen, wenn er noch am Leben wäre.“

Saxon wandte sich schluchzend ab, und sein Vetter trat hinaus in den Sonnenschein.

Allein in der kleinen, stillen Kirche bedeckte der junge Mann das Gesicht mit den Händen und brach in Thränen aus.

„Gott helfe mir!“ murmelte er. „Was soll ich anfangen? Ich bin so jung, so unwissend, so ganz

ungeschickt, diese Last zu tragen. Gott helfe mir und leite mich diese Reichthümer richtig zu verwenden!“

Und darauf kniete er neben der kleinen Orgel nieder und betete.

# Zwölftes Kapitel.

## Auf der Terrasse von Castletowers.

Eine breite Terrasse, die nach Osten und Westen liegt, mit Vasen von massivem Thon, voll glänzenden Immergrüns, die in regelmäßigen Zwischenräumen auf dem äußersten Rande einer breiten Brüstung stehen. Ein mächtiges altes Gebäude aus der Zeit Elisabeths von dunkelrothen Ziegelsteinen in einer tiefen, schattigen Ecke stehend, während alle Giebelfenster, geschnitzten Wappen und vergoldeten Wetterfahnen in der Morgensonne glitzern. Der Vordergrund ein sanft abfallender Park von einem geschwätzigen Bächlein durchschnitten und reich an alten knorrigen Eichen, welche zur Zeit der Restauration gepflanzt waren. In der Ferne blaue Hügel und purpurne Wiesen, hier und da durch eine Fichtenpflanzung unterbrochen, die in das neblige Haideland heraustraten wie waldige Halbinseln, die gegen das Meer hin abfallen. Auf der Terasse ein Pfau, der sein buntes, prächtiges Gefieder entfaltet; eine Dame, welche ihn mit ihren eignen, weißen Händen

füttert; zwei Herren daneben stehend. Die Zeit, der zweite Tag des Aprils, balsamisch, sonnig, duftend von Veilchen und Dornblüthen. Die Grafschaft Surrey; das Schloß Castletowers.

„Wie Sie dem Thiere schmeicheln, Mademoiselle Colonna!“ sagte einer der Herren; ein großer, militairisch aussehender Mann mit einer tiefen Säbelwunde an der linken Schläfe und einzelnen grauen Haaren, die seinen dicken Schnurr- und Backenbart mit Silber sprenkelten. „Seine Laune hat immer zwischen Eitelkeit und Bosheit geschwankt; aber seit Ihrer Ankunft ist das Thier noch unerträglicher geworden als sonst. Nehmen Sie sich in Acht! Ich kann Ihre Hand niemals seinem Schnabel, ohne zu schaudern, so nahe sehen.“

„Haben Sie meinetwegen keine Angst, Major Vaughan,“ erwiderte die Dame; „und seien Sie bitte nicht ungerecht gegen Sardanapalus. Es ist ein ganz anderes Thier, sanft wie eine Taube — gegen mich.“

„Sie thun wohl daran, diesen Nachsatz zu machen, mein Fräulein; denn wir Alle sind Zeugen, wie seine Majestät sich durch Bosheit entschädigt, wenn Sie nicht dabei sind. Es ist kaum eine Stunde her, daß er dort bei den fünf Eichen auf Gulnare zuflog; und ich glaube, wenn ich nicht zufällig in der Nähe gewesen, und wenn das Pferd nicht das besonnenste Geschöpf von der Welt wäre, so hätte es eine Schlacht, Mord und plötzlichen Todschlag gegeben.“

„Wirklich? Sie machen mich ganz stolz auf meine Eroberung.“

Der Soldat zuckte die Achseln.

„Bah!“ sagte er, „was ist ein Zeichen mehr oder weniger auf der Medaille für den Helden, der in hundert Schlachten gesiegt?“

„Major Vaughan, Sie machen Komplimente.“

„Vaughans schöne Reden riechen immer nach Pulver,“ lachte der jüngere der Herren, der an die Brüstung dicht dabei gelehnt stand.

„Ja! was willst Du, mein Lieber? Ein Mann kann ebenso wenig die Ideenverbindungen von zwanzig Jahren abschütteln als seine bronzefarbene Haut.“

Mademoiselle Colonna blickte schnell empor, blieb jedoch dabei, den Pfau aus der offenen Hand fressen zu lassen.

„Mir gefällt Ihr Kompliment, gerade weil es nach Pulver riecht, wie Lord Castletowers bemerkt,“ sagte sie. „Dieser Geruch ist mir vertraut, wie Sie wissen.“

„Ich mag es nicht wissen,“ murmelte der Soldat, indem er nachdenklich an seinem Schnurrbart zupfte.

„Ich auch nicht,“ sagte Lord Castletowers mit leiser Stimme.

„Warum nicht, wenn ich fragen darf?“ fragte die Dame mit höher gerötheten Wangen. „Ist es nicht der Weihrauch italienischer Freiheit?“

„Zugestanden; aber es ist ein so starker Weih-

rauch, daß schöne Damen wohl daran thun, ihn nur aus der Entfernung zu riechen."

„Nicht wenn sie im Tempel dienen können, Major Vaughan," entgegnete Mademoiselle Colonna mit ihrem stolzen Lächeln.

„Aber um wieder zur Sache zu kommen; wollen Sie mir wirklich erzählen, daß Sardanapalus Gulnare angriff, ohne gereizt zu sein?"

„Ja, so ist es."

„Es ist sonderbar, daß er so wild ist!"

„Es ist noch viel sonderbarer, daß er so sanftmüthig ist! Ich glaube, Mademoiselle sind im Besitz eines Geheimnisses zur Zähmung, das nur Sie allein kennen."

„Vielleicht bin ich das. Darf ich Sie als einen Beweis meines Erfolges anführen?"

Major Vaughan verneigte sich beinahe bis zur Erde.

„O, Tochter der Sonne und des Mondes," sagte er, „das Haupt Deines Sklaven steht zu Deiner Verfügung!"

Erschreckt, entweder durch die tiefe Verbeugung des Majors oder durch das plötzliche Läuten der Frühstücksglocke, warf Sardanapalus den Kopf empor und erhob ein zorniges Geschrei. Mademoiselle Colonna zog schnell die Hand zurück und warf den Rest des Kuchens fort, mit dem sie ihn gefüttert hatte. Lord Castletowers sah es und sprang zu ihr hin.

„Das Thier hat Sie doch nicht gebissen?" fragte er besorgt.

Sie hatte ihr Taschentuch schon um die Hand gewickelt und ging langsam dem Hause zu, als wenn nichts vorgefallen wäre; aber ihre Stimme zitterte ein wenig, als sie ihm lächelnd entgegnete:

„Sehr unbedeutend, danke. Seien Sie dem armen Thiere nicht böse; es war nicht schlimm gemeint.“

„Gemeint!“ wiederholte der junge Mann gereizt. „Ich will ihn lehren, künftig eine Meinung zu haben. Wollen Sie mir erlauben zu sehen, wie groß das Unheil ist, welches er angerichtet?“

„Nein, es ist nichts — nur ein kleiner Biß.“ Lord Castletowers stieß einen Schreckensruf aus, während er sich bückte um etwas vom Boden aufzunehmen. Es war ein Stückchen Kuchen mit Purpur gefärbt.

„Das ist kein kleiner Biß, der dies verursacht!“ rief er. „Aus Barmherzigkeit, Olim — Mademoiselle, erlauben Sie mir, Ihre Hand zu sehen!“

„Es ist wirklich nicht schlimm; aber damit Sie sich es nicht schlimmer vorstellen — da!“

Das Erröthen, welches ihre Wange gefärbt, als sie begann, schwand, als sie schloß, und sie sah noch bleicher aus als gewöhnlich. Sie wandte die Augen ab; die Schmerzen konnte sie muthig ertragen; aber den Anblick nicht.

„Was ist geschehen?“ fragte Vaughan, der sich nach seiner tiefen Verbeugung abgewandt und von dem Vorfalle nichts bemerkt hatte.

„Der abscheuliche Pfau hat Mademoiselle Colonna gebissen!“ entgegnete Lord Castletowers mit unverhohlner Aufregung. „Sie heftig gebissen; sehen Sie her!“

Die hübsche, zarte, kleine Hand klaffte, aber die schlanken Finger bebten nicht einmal. Major Vaughan untersuchte die Wunde mit dem scharfen Blicke eines Mannes, der an solche Dinge gewöhnt ist.

„Hm! eine häßliche Schramme!“ sagte er; „aber doch nicht so schlimm als ein Bajonnettstich. Wenn Sie mit mir hineingehen wollen, Mademoiselle, will ich es Ihnen auf's Beste verbinden, Sie wissen nicht, was ich für ein guter Chirurge bin. Hier, Castletowers, gieb mir etwas, womit ich die Hand der jungen Dame mittlerweile verbinden kann!“

Lord Castletowers gab ihm sein eignes Taschentuch, und sich abwendend, steckte er hastig dasjenige Mademoiselle Colonnas in seine Brusttasche. Ihre Augen sahen es nicht; aber ein Schatten verdüsterte Major Vaughans Antlitz.

„Tausend Dank,“ sagte sie lächelnd, als die Binde umgelegt war.

„Sie dürfen mir nicht danken, bevor Ihre Hand ordentlich verbunden ist, Mademoiselle,“ erwiderte er, indem er ihr den Arm bot. „Und nun wollen wir, wenn es Ihnen gefällig ist, nach dem Zimmer der Haushälterin gehen und uns geben lassen, was wir brauchen; während Du, mein Lieber, besser thätest, Lady Castletowers die Ursache unseres Ver-

zuges mitzutheilen. Ich weiß, sie wartet nicht gerne mit dem Frühstück."

„Wahr; das ist eine von den Eigenheiten meiner Mutter. Nun, ich will die Versöhnung vorbereiten. Was Sardanapalus betrifft ....."

„Sardanapalus müssen Sie verzeihen," unterbrach Mademoiselle Colonna ihn.

Lord Castletowers schüttelte verneinend den Kopf.

„Ich bitte Sie darum."

Aber Sie bat mit der Miene einer Königin. Der junge Mann nahm den Hut ab.

„Der Gefangene vor den Schranken," sagte er verbindlich, „war zum Tode verdammt; aber da die Königin ihr Vorrecht in Anspruch nimmt, so mildert der Gerichtshof seine Strafe dahin, ihn zu einsamem Gefängniß in dem großen Vogelhaus am Ende des italienischen Gartens, zu verurtheilen."

In diesem Augenblick erscholl die Frühstücksglocke laut zum zweiten Male; der königliche Verbrecher stieß noch einmal ein mißtönendes Geschrei aus und segelte über die Terrasse in der vollen Rüstung seines herrlichen Gefieders, und die Drei gingen dem Hause zu.

# Achtzehntes Kapitel.

## Das Geschlecht der Castletowers.

Gervase Leopold Wynnclyffe, Graf von Castletowers, war der fünfte Pair seines Hauses und der letzte seines Namens. Er war nicht reich; aber er war sehr gutmüthig. Er hatte keine großen Aussichten; aber er war ziemlich gescheidt, ziemlich hübsch und nur sieben und zwanzig Jahre alt. Er hatte gute Grundsätze, einen ausgezeichneten französischen Akcent; hatte einmal mit Erfolg eine Rede im Parlament gehalten und war unverheirathet. Bei allen diesen Eigenschaften und bei einer Größe von fünf Fuß eilf Zoll war es kein Wunder, daß Lord Castletowers, trotz seines beschränkten Vermögens, schon während mehrerer Saisons der Gegenstand einiger mütterlichen Mannöver gewesen war. Daß er dem Verderben noch nicht anheimgefallen, daran war nicht seine eigene Klugheit und nicht der Mangel an Empfänglichkeit, dem alles Fleisch (besonders unter dreißig Jahren) unterworfen ist, schuld. Im Gegentheil, er hatte sich, wie man zu sagen pflegt,

zwei- oder dreimal sterblich verliebt; aber bei allen diesen Gelegenheiten hatte ihn das Geschick oder vielleicht seine Mutter vor den ausgestellten Netzen bewahrt.

Der junge Graf vergötterte seine Mutter. Sie war noch immer schön; schlank, bleich und stattlich, und etwas größer als die meisten Frauen. Ihr Teint und ihre Züge erinnerten an die späteren Portraits von Marie Antoinette; aber die Aehnlichkeit bestand nur in den Umrissen und der Farbe. Der Ausdruck der beiden Gesichter war gänzlich von einander verschieden — so verschieden, daß er die Aehnlichkeit zuweilen ganz zu verwischen schien. Der Kummer, die Sanftmuth, die weibliche Zärtlichkeit des königlichen Antlitzes fehlten dem heitern Angesicht Aletheas, der Gräfin von Castletowers. Sie sah aus, als wenn sie nie im Leben einer starken Empfindung fähig gewesen; als wenn Liebe und Haß, Angst und Schmerz an ihr wie Pfeile an einer Marmorstatue abgleiten würden. So stolz auch Beide waren, so hatte doch selbst ihr Stolz nichts Verwandtes. Der Stolz der Königin trat leidenschaftlich auf die Lippe; derjenige der Gräfin erglänzte kalt in ihrem Auge. Der Stolz war in Wahrheit das herrschende Princip ihres Wesens — die Achse, um die sich alle ihre Gedanken, Worte und Handlungen drehten. Sie war die Tochter, das Weib und die Mutter eines Grafen. Sie gehörte zur ältesten Linie der Holme-Pierrepoint; und das Blut der Holme-Pierrepoint hatte sich einmal

mit dem der Plantagenets und zweimal mit dem der Tudors vermengt. Dies vergaß die Gräfin Castletowers keinen Augenblick; ja, man könnte behaupten, daß sie selbst im Traume von diesem Gedanken erfüllt war. Ihr Anstand, ihre Anmuth, ihr würdevolles Benehmen waren vollkommen; aber sie hatten nur ihren Stolz zur Grundlage, wie jener königliche Palast, von dem der Dichter träumte:

„Ein sonniger Vergnügungsort mit Höhlen von Eis.“ —

Lady Castletowers hatte ihren Gatten nie geliebt; aber sie liebte ihren Sohn so sehr, wie sie überhaupt im Stande war, irgend etwas zu lieben. Ihr Gatte hatte ihr Vermögen vergeudet, sie durch offenbare Vernachlässigung beleidigt und war im fünften Jahre nach ihrer Verheirathung im Auslande, mit Schulden und Unehre überhäuft, gestorben. Der Sohn hatte sie schon in der Wiege verehrt, vergöttert und bewundert. Er hatte ihr seit dem Tage seiner Geburt nie einen kummervollen Augenblick verursacht. Als er noch klein war, hielt er sie für das edelste und beste Geschöpf Gottes — als er zunahm an Jahren, blieb sein Glaube an sie ungeschwächt, und die Liebe zu seiner Mutter nahm jene schöne Form an, welche die ritterliche Achtung des Mannes mit der zärtlichen Ehrfurcht des Sohnes vereinigt. Es war daher nicht zu verwundern, daß jede menschliche Schwachheit, der Lady Castletowers unterworfen war, diesem einen Gegenstande zu Gute kam. So lange er noch ganz klein war, ließ sie ihre Liebe zu ihm Zinsen

auf Zinsen tragen, und sich anhäufen, bis er ein Mann geworden, der sie zu verdienen wisse; als er aber das Mannesalter erreicht hatte, schmolz sein Leben mit dem ihrigen in eins zusammen. Ihr Stolz und ihr Ehrgeiz hatten nur ihn zum Mittelpunkt. Er mußte eine gute, d. h., eine reiche und adelige Parthie machen. Er mußte sich eine Stelle im Oberhause erringen und eines Tages Staatsminister werden, und er mußte jene Stufe der Pairswürde erklimmen, welche der Herzog von York einst für seinen Vater begehrt, welche Georg der Vierte aber verweigert hatte. Lady Castletowers hatte sich fest vorgenommen, alles dies für ihren Sohn zu erwerben, aber besonders das Letzte. Sie würde gerne zehn Jahre ihres Lebens hingegeben haben, wenn sie nur die Marquiskrone auf dem Wappen ihres Sohnes hätte gemalt sehen können. Wenn der Prediger des Morgens in der Kirche das Gebet sprach, welches um Erfüllung der Wünsche und Bitten der Gemeinde fleht, „wenn es zu ihrem Besten ist“, so dachte Lady Castletowers in ihrem stillen Sinne immer an die vier Perlen und die vier Erdbeerenblätter; und nie fiel es ihr ein, daß ihr Gebet ein profanes sei.

Der junge Graf aber hielt den Stolz und den Ehrgeiz der Gräfin für ein Zeichen der reinsten mütterlichen Liebe. Er kümmerte sich nicht im Geringsten um das Marquisat; er war ziemlich gleichgültig gegen die Anziehungskraft des Oberhauses; und er war beinahe fest entschlossen, daß er sich den Beschwerden und der Verantwortlichkeit eines Amtes

nicht unterziehen wolle, wenn er es umgehen könne. Er würde seine Mutter aber nicht um die Welt durch eine Andeutung seiner Ketzerei gekränkt haben. Er tadelte sich sogar selbst wegen seines Mangels an Ehrgeiz und beschwichtigte sein Gewissen ab und zu dadurch, daß er sich vornahm, er wolle nun auch nächstens eine der volksthümlichen, finanziellen Fragen studiren und dann wieder eine Rede im Parlamente halten.

Der unangenehmste aber von allen Plänen seiner Mutter war ihm der, in Bezug auf eine reiche Parthie. Der junge Mann besaß etwas Romantik und der Gedanke, seine eigenen, spärlichen Mittel durch die Mitgift seiner Frau zu verbessern, wollte ihm nicht behagen. Er würde lieber wie Lord Burleigh ein Bauermädchen aus Liebe geheirathet haben, oder hätte wenigstens gerne das Gefühl gehabt, daß es ihm freistände, wie Lord Burleigh, sich selbst eine Geliebte zu wählen.

Sein Sinn für Romantik war auch schuld, daß Lord Castletowers sich der italienischen Sache angeschlossen. Er hatte, oder bildete sich wenigstens ein, er habe Neigung zur Demokratie. Er liebte es, die klassischen Republiken als Muster aufzustellen, er hatte Rousseau's «Contrat Social» und Godwin's „Politische Gerechtigkeit" gelesen; und er empfand einen echt englischen Haß gegen Unterdrückung, in welcher Gestalt und Form sie immer sich zeigen mochte. Von der Stunde seiner Geburt an durch einen dreifachen Wall von Konservatismus umgeben,

besaß die Demokratie in den Augen dieses jungen Edelmannes vielleicht den Reiz eines verbotenen Luxusartikels. Gewiß ist es, daß er der gnädigen Frau, seiner Mutter, nie den vollen Umfang seiner republikanischen Sympathieen anvertraute, und er wäre demjenigen seiner Freunde, welcher ihr einen genauen Bericht über seine enthusiastischen Reden abgestattet hätte, gewiß nichts weniger als dankbar gewesen. Diese Reden wurden in abgelegenen Hörsälen und anderen Instituten gehalten, welche sich in dem nicht aristokratischen Stadttheile Londons befanden, und waren in ihrer Art ausgezeichnet gute, richtig durchdachte und oft sehr glücklich gelungene Reden. Diese Beredsamkeit war trotzdem durchaus nicht darauf berechnet, die Gräfin von Castletowers zu erfreuen.

Lord Castletowers war in allen Fragen englischer Politik ein „liberaler Konservativer," wie die etwas unklare Bezeichnung lautet; in allen italienischen Sachen aber ausgemachter rother Republikaner. Er würde eben so wenig ein Advokat für das allgemeine Wahlrecht in seinem eigenen Lande gewesen sein als Sklaverei in Venedig geduldet haben; aber er glaubte fest an die Wiedergeburt der großen römischen Republik und bekannte sich mit unverhohlenem Enthusiasmus zu diesem Glauben. Ueberdem waren seine Liebhabereien und Verbindungen von der Universität her ihm noch frisch im Gedächtniß, und er empfand noch immer jugendliche Bewunderung für die lateinischen Helden, Dichter und Ge-

schichtsschreiber. Seine Sympathieen waren aber nicht alle so klassischer Natur. Er war sehr empfänglich für die Einflüsse, denen ein Reisender, der Literatur und Kunst liebt, ausgesetzt ist. Er hatte mehr als einen Winter in Florenz und Rom vertrödelt, verträumt und mit Skizziren zugebracht. Er hatte Petrarch und Tasso gelesen und die amüsantesten Stellen aus Dante. Er hatte sich in eine Menge dunkeläugiger Julien und Biankas, wenn auch nie sehr ernstlich, verliebt. Er hatte Lieder geschrieben, in denen Herz sich auf Schmerz reimte nach der alten Mode, und hatte sie unzählige Male beim Mondenschein unter irgend einem malerischen Balkon in mancher alten Stadt Italiens gesungen. Und zu alledem hatte er Giulio Colonna seit seinen frühesten Knabenjahren gekannt und seinen Patriotismus eingesogen, bevor er wußte, was Patriotismus bedeutete. Gewohnt, Signor Colonna nicht nur als einen entfernten Verwandten, sondern als einen der häufigsten Gäste seiner Mutter zu betrachten, hatte er alle seine Ansichten mit Kinderglauben angenommen. Er hatte in Wahrheit dem Zauber seiner Beredsamkeit gelauscht, lange bevor er das Alter erreicht hatte, welches ihn befähigte, den Zweck und die Macht derselben zu verstehen, und sich selber unbewußt, war er in der Liebe und Ehrfurcht für jene Sache erzogen worden, welche für Giulio Colonna das Höchste im Leben war. Es war daher kein Wunder, daß der junge Graf, als er zum Mannesalter heranwuchs, ein treuer Freund der italieni-

schen Sache wurde. Es war kein Wunder, daß er enthusiastische Reden in geheimen Versammlungen hielt, wirklich eine große Menge schwieriger Arbeiten in seiner Eigenschaft als Ehrensekretair des Central-Komites bewältigte und an Giulio Colonna und die große italienische Republik der Zukunft mit Leib und Seele glaubte.

In Wirklichkeit bestand durchaus keine Blutsverwandschaft zwischen der Familie Castletowers und diesem Zweige der Colonnas. Ein Fräulein Holme-Pierrepoint hatte vor ungefähr fünf und zwanzig bis dreißig Jahren einen Fürsten Colonna geheirathet; aber sie war schon lange todt und hatte keine Kinder hinterlassen. Es war aber seit der Zeit ein sehr angenehmer Umgang zwischen den Familien unterhalten worden. Die Colonnas wurden bis zum dritten und vierten Grade in dem großen alten Herrenhause in Surrey fürstlich bewillkommt, wenn irgend ein Mitglied ihrer Familie nach England kam. Lady Castletowers und ihr Sohn hatten einmal sechs herrliche Wochen auf dem Lande in Fürst Colonnas albanischer Villa zugebracht, und als der junge Graf in Rom gewesen, war er das Leben und die Seele aller Wintergesellschaften, welche in dem stattlichen Pallaste am Korso, an der Ecke der Piazza der heiligen Apostel, gegeben wurden. Was Giulio Colonna anbetrifft, so war er der Hausfreund gewesen, seit die ehrbare Alethea Pierrepoint ihren Namen mit dem Lady Castletowers vertauscht hatte — gerade so wie er einst der intimste Freund im

Hause ihres Vaters gewesen war. Er gehörte zu den Wenigen, welche die Gräfin wirklich schätzte und die sie sich herabließ mit dem heiligen Namen der Freundschaft zu nennen. Vielleicht war er der einzigste Mensch auf Erden, von dem man sagen konnte, daß er das Vertrauen der hohen Frau besaß. An ihn hatte sie sich um Hülfe in ihren ehelichen Zerwürfnissen gewandt; ihn hatte sie bei der Erziehung ihres Sohnes um Rath gefragt; bei ihm hatte sie Sympathie gesucht, wenn einer ihrer ehrgeizigen Pläne fehlschlug. Sie hatte ihn seit ihren Mädchenjahren gekannt; sie bewunderte seine großen und mannigfaltigen Talente. Sie hatte das festeste Vertrauen auf seine Redlichkeit und Ehrenhaftigkeit; und sie hatte Respekt vor seiner edlen Abstammung. Bis zu einem gewissen Grade empfand sie auch Achtung vor seinem patriotischen Eifer; obgleich es beinahe überflüssig ist hinzuzufügen, daß sie mit seinen republikanischen Ansichten durchaus nicht übereinstimmte.

„Dies ist ein Punkt," pflegte sie zu sagen, „in welchem mein guter Freund Signor Colonna, wie ich leider eingestehen muß, taub ist gegen alle Anforderungen der Vernunft und des guten Geschmackes. Er hat sich die klassische Geschichte seines Vaterlandes so eingeprägt, daß er keinen Unterschied mehr finden kann zwischen den Bedürfnissen eines halb barbarischen Volkes und einem, welches sich auf der höchsten Stufe der Civilisation befindet. Er sieht nicht ein, daß das gegenwärtige Zeitalter einer

monarchischen Regierungsform bedarf. Es thut mir sehr leid um ihn. Ich habe ihm die Sache wieder und wieder von jedem nur erdenklichen Gesichtspunkte aus dargestellt; aber mit immer gleich schlechtem Erfolg. Ich bin es müde, einen Mann zu überzeugen, der seine Ohren allen Beweisgründen verschließt."

Und wenn sie so oder ähnlich gesprochen hatte, pflegte Lady Castletowers zu seufzen und den Gegenstand fallen zu lassen mit der Miene einer Dame, welche das Thema gänzlich erschöpft hat.

# Vierzehntes Kapitel.

## Mutter und Sohn.

„Spät und allein, Gervase?“ sagte Lady Castletowers mit kaltem Mißvergnügen. „Die Frühstücksglocke hat schon vor zehn Minuten geläutet. Wo sind unsere Gäste?“

„Es thut mir leid, Mutter, daß ich Dich habe warten lassen,“ antwortete der Graf, „und Dir wird es leid thun, wenn Du die Ursache erfährst. Sardanapalus hat Fräulein Colonna in die Hand gebissen und Vaughan ist mit ihr nach Madam Walkers Zimmer gegangen, um sie zu verbinden. Ich habe es immer gesagt, das verwünschte Thier wird noch eines Tages ein Unglück anrichten. Wo ist Colonna?“

„In seinem Zimmer, vermuthe ich und wie gewöhnlich taub für die Glocke. Ist Olimpias Hand stark verletzt?“

„Ja, es ist sehr schlimm; aber natürlich nicht gefährlich.“

„Meine Gegenwart ist wohl nicht erforderlich?“

„Nicht durchaus erforderlich," entgegnete der junge Graf zögernd, doch mit einigem Nachdruck.

Die Gräfin setzte sich an den Frühstückstisch und entließ den Diener, der die Aufwartung besorgte.

„Ich freue mich, Gervase," sagte sie, „Dich einige Augenblicke allein zu haben. Wie lange beabsichtigt Major Vaughan bei uns zu bleiben?"

„Das weiß ich wirklich nicht. Er hat nichts davon gesagt und ich denke mir, er kann jetzt gewiß frei über seine Zeit verfügen."

„Mich dünkt, wir müssen etwas thun, um ihm Castletowers angenehm zu machen während seines Aufenthaltes bei uns."

„Ich wollte gerade dieselbe Bemerkung gegen Dich machen, liebe Mutter," erwiderte der junge Mann. „Ich habe allerdings einige Leute aus der Stadt gebeten und halte es für wahrscheinlich, daß Charley Burgoyne und Laurence Greatorex nächste Woche zu uns heraus kommen werden, aber das ist nicht genug. Wollen wir einen Ball geben?"

„Oder ein ländliches Fest — aber der Sommer ist wohl kaum weit genug vorgeschritten für ein solches Fest."

„Ein solches Fest ist auch so ungeheuer kostspielig!" sagte der Graf mit einem Seufzer. „Wenn die halbjährlichen Renten erst eingegangen sind, wird es so schlimm nicht mehr sein; aber ich versichere Dir, Mutter, ich habe mich erschrocken, als ich gestern einen Blick in das Buch meines Bankiers warf.

Wir haben nur noch ein paar hundert Pfund, um uns bis Johanni durchzuschlagen!"

Die Gräfin seufzte und trommelte mit ihren zarten, Juwelen geschmückten Fingern auf der Kante des Tisches.

„Es ist ein elendes Ding um die Armuth!" entfuhr es dem Grafen.

„Mein armer Junge, das ist es in Wahrheit!"

„Wenn wir nicht die Hypothek von Oliver Behrens abzuzahlen gehabt hätten . . . ."

„Welche Deines Vaters Verschwendung uns auferlegt," unterbrach Lady Castletowers ihn bitter.

„Wenn wir die nicht abzuzahlen gehabt hätten," fuhr er fort, „so könnten wir recht gemüthlich leben. Diese zwei tausend fünf hundert Pfund jährlich, würden uns reich gemacht haben."

„Verhältnißmäßig reich," entgegnete die Gräfin.

„Ja, was kann es nützen immer zu klagen, wie die Barone vor dem Hafen in Kingsleys Gedicht," sagte der junge Mann mit erzwungener Heiterkeit.

„Wir sind nun einmal arm, liebste Mutter, und wir müssen uns darin finden. Laß uns mittlerweile aber jedenfalls irgend eine Gesellschaft geben. Du kannst Dir die Sache überlegen und das, wozu Du Dich entschließest, wird gewiß das Beste und Richtigste sein. Ich muß suchen, auf irgend eine Weise Geld anzuschaffen. Vielleicht kann Trefalden mir ein paar hundert Pfund vorschießen."

„Hat er nicht kürzlich ein ungeheures Vermögen geerbt?" fragte die Gräfin zerstreut.

„Nein, unser Trefalden nicht; aber irgend ein Mitglied seiner Familie, glaube ich. Ich weiß die Geschichte nicht recht, aber ich habe gehört, sie soll sehr romantisch sein. Trefalden selbst ist jedoch auch ein reicher Mann — er ist so ruhig und gescheidt, er muß reich sein. Ich kann jedenfalls nicht mehr thun, als ihn fragen."

„Ich sehe es nicht gerne, daß Du Geld borgst, Gervase," sagte Lady Castletowers.

„Im gewöhnlichen Sinne des Wortes verabscheue ich es," entgegnete der Sohn. „Ein Gentleman kann aber ohne Bedenken eine kleine Summe von seinem Advokaten leihen; das ist eine ganz andere Sache."

„Wenn ich Dich nur gut verheirathet sehen könnte!" seufzte die Gräfin.

Lord Castletowers zuckte die Achseln.

„Und Du jene Stellung im Lande einnähmest, zu der Geburt und Talent Dich berechtigen! Ich sprach kürzlich mit dem Herzog von Dorchester über Dich. Es schien seine Meinung, daß bald ein Wechsel im Ministerium stattfinden müsse; und dann, wenn er und noch ein paar andere unserer Bekannten ein Amt erhalten, — werden wir sehen!"

„Es sind immer so viele „wenn" dabei;" bemerkte Lord Castletowers lächelnd.

„A propos, Fräulein Hatherton — das reiche Fräulein Hatherton — hält sich in Aylsham Park auf. Wenn wir ein ländliches Fest geben, werden die Walkingshaws sie natürlich mitbringen. Man

sagt, Gervase, daß sie ein hundert und funfzig tausend Pfund besitzt."

„Wirklich?" fragte Lord Castletowers gleichgültig.

„Und schön ist sie auch."

„Ja — schön ist ste."

Die Gräfin sah ihren Sohn an. Der Graf blickte aus dem Fenster.

„Es kommt mir vor," nahm die Gräfin wieder das Wort, „als wenn Major Vaughan Olimpia sehr den Hof macht."

„Fräulein — Fräulein Colonna?" sagte der Graf, indem er unwillkürlich nach Luft schnappte. „Unmöglich!"

„Warum unmöglich?"

„Weil — vielleicht weiß ich kaum zu sagen, warum; aber es scheint mir höchst unwahrscheinlich."

„Warum unwahrscheinlich?" fuhr die Gräfin kalt und fest fort.

„Nun — Vaughan ist kein Mann, von dem zu erwarten steht, daß er sich verheirathen wird — und dann hat er kein Privatvermögen, beinahe gar nichts außer seinem Sold — und — und dann passen sie so gar nicht zusammen — gar nicht, in jeder Weise nicht — sie sind so verschieden von Geschmack, von Alter, von Gemüthsart und in allen Dingen!"

Der junge Mann sprach hastig und mit sichtlich gerötheten Wangen. Seine Mutter, welche ihn noch immer kalt beobachtete, fuhr fort.

„Ich kann Deinen Einwendungen nicht beipflichten, Gervase," sagte sie. „Ich glaube, daß Major Vaughan gern heirathen würde, wenn Olimpia die Braut wäre. Er ist noch nicht vierzig Jahre alt; und wenn er nur wenige hundert Pfund außer seinem Gehalt hat, so ist er doch jedenfalls reicher als Olimpia's Vater. Ueberdem ist er ein tapferer Officier; und wenn Alles, was Colonna prophezeit, eintreffen sollte, würde ein tapferer Officier in diesem Augenblick mehr als ein Vermögen für die italienische Sache werth sein."

Der Graf stand noch immer am Fenster und blickte auf den Park und die blauen Hügel in der Ferne hinaus, antwortete aber nicht.

„Er hat nicht mit Dir darüber gesprochen?" fragte Lady Castletowers.

„Nein."

„Es ist auch vielleicht nicht zu erwarten, daß er mit Dir darüber sprechen sollte."

„Natürlich nicht, möchte ich wohl sagen. Aber hier ist die Posttasche — und hier kommt der Chirurg mit seiner Patientin."

Lady Castletowers beklagte den Unfall und Mademoiselle Colonna suchte ungeduldig Gleichgültigkeit zu affektiren; Major Vaughan beugte sich über die schöne Hand der Wirthin; und Alle nahmen ihre Plätze am Tische ein.

„Wie gewöhnlich eine ganze Brieftasche voll für Colonna," sagte Lord Castletowers, indem er die Briefe sortirte, welche soeben aus der Posttasche her-

ausgeworfen. „Ein, zwei, drei Billette für Vaughan, duftend von „parfum du boudoir," wie man sagen könnte — auch wie gewöhnlich zwei Briefe für Dich, liebste Mutter, und nur einen für mich, von viereckiger Form, dick geschrieben, von blauer Farbe, der recht wie ein Geschäftsdokument aussieht. Wirklich ein schönes Ding, um unten in der Posttasche zu liegen, wie die Hoffnung in Pandoras Büchse!"

„Es sieht aus, als wenn es aus Bond-street käme, Castletowers, und macht mir einen unangenehmen Eindruck," sagte Major Vaughan, von dessen Antlitz die zornige Röthe, mit der er seine drei Briefe empfangen und nachlässig bei Seite geschoben, noch nicht gewichen war.

„Sag lieber, es sieht aus, als wenn es aus der Kanzlei käme," entgegnete der junge Graf, indem er das Siegel erbrach, „und das ist ebenso viel schlimmer als Bond-street, als Newgate schlimmer ist als der Obergerichtshof.

„Bond-street und Kanzleihof, Newgate und Obergerichtshof!" wiederholte Mademoiselle Colonna. „Das ist ja eine schreckliche Unterhaltung. Was soll das Alles bedeuten?"

„Ich vermuthe," sagte Lady Castletowers, „daß Major Vaughan glaubte, der Brief, den mein Sohn erhalten, sei von seinem — seinem Schneider oder irgend einer ähnlichen Person geschrieben; während er in Wirklichkeit von Herrn Trefalden, dem Anwalt meines Sohnes, kommt."

„Herr Trefalden habe ich vor einigen Wochen in der Schweiz getroffen," bemerkte Mademoiselle Colonna.

„In der Schweiz?" wiederholte Lord Castletowers.

„Und er gab mir die Erlaubniß, seinen Namen in unsere allgemeine Liste einzutragen."

„Ein Wunder! Ein Wunder!"

„Und warum ein Wunder?" fragte Lady Castletowers. „Billigt Herr Trefalden die italienische Sache nicht?"

„Herr Trefalden, liebe Mutter, äußert sich nie bei- oder mißfällig über eine öffentliche Bewegung. Er scheint von Natur ganz ohne Ansichten geboren."

„Dann ist er entweder ein sehr oberflächlicher oder ein sehr ehrgeiziger Mann," meinte Lady Castletowers.

„Er ist das letztere, darauf kannst Du Dich verlassen. Er ist ein außerordentlich gescheidter Mensch und hat gewiß viel Kredit. Eines Tages wird er seine Politik nach seinem Interesse tanzen lassen und sich so in lustigem Tanze auf den Sitz des Lordkanzlers schwingen."

„Es freut mich, daß dies nur eine muthmaßliche Schätzung von Herrn Trefaldens Charakter ist," sagte Olimpia.

„Sie mögen ihn also leiden?" fragte Major Vaughan schnell.

„Er ist mir ganz gleichgültig; wenn dies aber

erwiesene Thatsachen wären, so würde ich nie wieder ein Wort mit ihm sprechen."

Signor Colonna kam herein und wünschte Allen einen guten Morgen, während seine Augen gierig nach seinen Briefen wanderten.

„Guten Morgen — guten Morgen. Spät, sagen Sie? Wahrhaftig, so ist es. Ich habe mich in die Bibliothek verirrt. Glocke! Ich habe keine Glocke gehört! Bitte, vergeben Sie mir, theure Lady! Was Neues heute? Sie sind heute Morgen früh aufgestanden, Major Vaughan. Ich sah Sie etwas nach sechs Uhr im Sattel. Viele Briefe heute Morgen, sehe ich — viele Briefe!"

Und damit glitt er auf seinen Sessel nieder und vertiefte sich sofort in den Inhalt der vor ihm liegenden Dokumente.

„Trefalden schreibt aus London, Mutter," sagte Lord Castletowers. „Er entschuldigt die Verzögerung mit seinen vielen Geschäften. Er hat die Angelegenheit seines Vetters zu ordnen gehabt — besagter Vetter hat nämlich vier bis fünf Millionen Pfund geerbt."

„Ein Mann, der vier bis fünf Millionen erbt, hat kein Recht zu leben," sagte Major Vaughan. „Sein bloßes Dasein ist eine Beleidigung für sein Geschlecht."

„Wie schade, daß es nicht eine Dame ist!" meinte Mademoiselle Colonna.

„Dann würde ich sie natürlich zur Ehe verdammen."

„Dafür würde Trefalden schon sorgen!“ lachte der Graf.

„Aber was schreibt er denn darüber?“ fragte Lady Castletowers mit affektirter Gleichgültigkeit.

„Höre nur zu, liebe Mutter. „Ich bin meinem Vetter bei der Ordnung seiner Angelegenheiten behülflich gewesen; er hat nämlich kürzlich vier bis fünf Millionen Pfund Sterling geerbt.“

„Ich zweifle nicht, daß es ein fetter, häßlicher unangenehmer Mensch ist,“ sagte Major Vaughan.

„Und ein Plebejer,“ fügte Lady Castletowers lächelnd hinzu.

„Und kein Liberaler,“ sagte Olimpia.

„Und kurzum, so reich,“ sagte der Graf, „daß wenn er auch so scheußlich und unwissend wie Caliban wäre, würde die Gesellschaft ihn doch mit offenen Armen aufnehmen und das schönste Mädchen würde für ihn die Myrthenkrone anlegen! Was sagen meine ehrenwerthen Freunde dazu — soll ich ihn einladen, uns acht bis vierzehn Tage in Castletowers zu besuchen, und wollen wir Alle niederfallen und das goldene Kalb anbeten?“

„Nicht um die Welt!“ rief Olimpia verächtlich. Sie war aber die Einzige, welche antwortete.

Darauf erhob sich die Gesellschaft vom Frühstück. Der Graf ging in die Ställe, Olimpia in ihre Gemächer und Major Vaughan in's Billardzimmer. Signor Colonna und Lady Castletowers schlenderten im Sonnenschein unter den Fenstern des Frühstückszimmers auf und nieder.

„Aber wer ist dieser Millionair?“ fragte der Italiener eifrig.

„Lieber Freund, ich weiß nicht mehr davon als Sie,“ antwortete Lady Castletowers. „Er ist ein Vetter von unserem Sachwalter, Herrn Trefalden, der ein sehr gebildeter Mann und ein Gentleman ist. Was das Vermögen anbetrifft, so sagt das Gerücht, daß es seit einem oder zwei Jahrhunderten Zinsen auf Zinsen getragen — aber wahrscheinlich ist dies eben nur ein leeres Gerücht.“

„Vier bis fünf Millionen!“ rief Colonna. „Was könnte ein Freund der Sache mit solchem Vermögen ausrichten!“

Lady Castletowers lächelte. „Italien für immer,“ sagte sie.

„Italien für immer!“ wiederholte er, indem er ehrfurchtsvoll den Hut lüftete, als er die Worte aussprach. „So lange ich lebe, Lady Castletowers. So lange ich lebe.“

Sie waren gerade am Ende des Weges und im Begriff umzukehren, als er seine Hand auf die ihre legte und sehr ernst sagte:

„Ich wollte, ich könnte diesen Mann sehen. Ich wollte, ich kannte ihn. Ich habe zu meiner Zeit Tausende von Rekruten zum Uebertritt bewogen, Alethea — Tausende, welche nur ihr Blut zu geben hatten, und sie gaben es. Geld ist ebenso werthvoll wie Blut für eine Sache wie die unsere. Wenn wir vor achtzehn Monaten nur Eine Million besessen hätten, so würde Italien jetzt frei sein.“

„Ah, Sie wünschen, daß ich Ihnen helfen soll — Sie wollen, daß Gervase ihn zu uns einladet? Ist dem so?“

„Ja, freilich.“

„Nun, ich denke, das wird sich schon auf irgend eine Weise machen lassen.“

„Ich glaube, es ließe sich machen,“ antwortete Colonna. „Ich bin überzeugt, es ließe sich machen.“

„Und es könnte große Folgen haben?“

„Das könnte es — das könnte es wirklich.“

„Ich weiß, Sie besitzen einen beinahe an das Wunderbare grenzenden persönlichen Einfluß,“ sprach Lady Castletowers sinnend; „und wenn unser Millionair jung und leicht empfänglich wäre....“

Sie hielt zögernd inne. Er blickte auf uud ihre Augen begegneten sich.

„Olimpia ist sehr schön,“ sagte sie lächelnd, „und hat ein bezauberndes Wesen.“

„Ich habe daran gedacht,“ erwiderte er. „Ich habe auch daran gedacht; und Olimpia würde nie einen Mann heirathen, der sich nicht mit Leib und Seele der Sache Italiens ergäbe!“

„Und mit seiner Börse,“ fügte Lady Castletowers ruhig hinzu.

„Und mit seiner Börse — natürlich,“ sagte er, mit etwas höher gerötheten Wangen.

„Dann will ich um Ihretwillen thun, was ich

kann, lieber alter Freund," sagte Lady Castletowers warm.

„Und ich," erwiderte er, „will um der Sache willen thun, was ich kann. Gott weiß es, Alethea, daß ich es nur um der Sache willen thue — Gott weiß, wie fern meine Seele von jeder andern Absicht und jedem andern Zwecke ist!"

„Ich bin davon überzeugt," antwortete sie zerstreut.

„Hätte ich nur die Hälfte der vier bis fünf Millionen zu meiner Verfügung, das Ziel, für das ich mein und meines Kindes Leben zum Pfand gesetzt, würde gewonnen sein. Hören Sie mich, Alethea, würde, müßte gewonnen sein!"

„Und soll gewonnen werden, Freund, wenn meine Hülfe Ihnen förderlich sein kann," sagte Lady Castletowers. „Ich will sogleich mit Gervase darüber sprechen. Er soll die beiden Vettern einladen."

„Meine beste Freundin," murmelte der Italiener, indem er die ihm dargebotene Hand ergriff und sie dankbar drückte.

„Aber nehmen Sie sich in Acht! — kein Wort zu ihm von dieser Sache. Er hat seine englischen Begriffe von Gastfreundschaft — verstehen Sie?"

„Ja — das ist wahr."

„Adieu denn bis zum zweiten Frühstück."

„Addio."

Und die Gräfin ging mit dem Ausdruck ungewöhnlich tiefen Nachdenkens auf ihrer schönen Stirn

langsam nach dem Hause zurück. Sie dachte an Mancherlei; hauptsächlich aber daran, daß ihr Sohn eines Tages eine reiche Erbin heirathen und daß Olimpia Colonna und Saxon Trefalden ein Paar werden sollten.

# Fünfzehntes Kapitel.

## Saxon stellt seinen ersten Wechsel aus.

Am Fenster der ersten Etage eines fashionablen Hotels in Piccadilly stand ein hoher junger Mann und trommelte auf die Spiegelscheiben und sah theilnahmlos auf die belebte Straße hinab. Es war ungefähr zwei Uhr und die prächtige, breite Straße strahlte in den bunten Farben des Sonnenscheins; aber sein Antlitz wurde durch das geschäftige Treiben nicht erheitert. Es hatte im Gegentheil einen so düstern, mißvergnügten Ausdruck, wie ihn ein so schönes, junges Gesicht nur annehmen konnte. Der unaufhörliche Strom glänzender Equipagen; die hübschen Fußgänger in ihrer modischen Toilette, selbst die kleine Truppe der Leibgarde, die in Helm und Kuiraß vorüberritt, vermochte, wie es schien, nicht diesen gelangweilten Zuschauer zu interessiren. Er gähnte, sah nach der Uhr, ging ein paar Mal ungeduldig im Zimmer auf und nieder, trat dann wieder an's Fenster und trommelte auf die Scheiben. Auf dem Tische lagen einige Bücher, ein Opern-

glas und ein paar Zeitungen; aber die Bücher waren noch nicht aufgeschnitten, und nur die eine Zeitung war entfaltet. Der junge Mann war augenscheinlich weder aufgelegt zum Lesen noch zum Stillsitzen, und die Zeit schien ihm sehr lang zu werden.

Gleich darauf hielt eine Droschke vor dem Hotel und zwei Herren sprangen heraus. Der erste war Wilhelm Trefalden; der zweite Lord Castletowers. Wilhelm Trefalden sah hinauf und nickte, während er die breite steinerne Treppe hinaufschritt, und der am Fenster Wartende lief ihm vergnügt bis zur Treppe entgegen.

„Wie freue ich mich, daß Du kommst!“ rief er ihm eifrig zu. „Ich habe auf Dich gewartet und die Zeit ist mir recht lang geworden!“

„Ich komme doch nur zwanzig Minuten später als ich versprochen,“ antwortete der Advokat lächelnd.

„Aber es ist so langweilig hier!“

„Und ich bringe Dir auch Besuch mit,“ fuhr der Andere fort. „Lord Castletowers, erlauben Sie mir Ihnen meinen Vetter, Herrn Trefalden, vorzustellen. Saxon, Lord Castletowers ist so freundlich, zu wünschen, Deine Bekanntschaft zu machen.“

Saxon reichte ihm die Hand und schüttelte die des Grafen recht herzlich. Er hätte ebenso gut auf den Einfall kommen können, seinen Gast über den Balkon hinab zu werfen, als ihn mit einer Verbeugung zu begrüßen.

„Ich danke Ihnen,“ sagte er; „ich bin Ihnen sehr verbunden.“

„Es wundert mich, Herr Trefalden, daß Sie die Aussicht hier langweilig finden," bemerkte Lord Castletowers mit einem Blick auf das Fenster.

„Ich finde ganz London langweilig," erklärte Saxon geradezu.

„Darf ich fragen, wie lange Sie hier gewesen?"

„Fünf Tage."

„Dann haben Sie wirklich noch nicht Zeit gehabt, sich ein Urtheil zu bilden."

„Aber ich habe Zeit genug gehabt, mich sehr unglücklich zu fühlen," antwortete Saxon. „Ich habe mich noch nie in meinem Leben so unglücklich gefühlt. Der Lärm und das Jagen in London verwirren mich. Ich kann zu nichts kommen, an nichts denken und nichts thun. Es ist mir unmöglich, zu lesen, und wenn ich allein auf die Straße gehe, verirre ich mich. Dann scheint hier gar keine Luft zu sein; Rauch und Staub habe ich eingeathmet, seit ich hier bin, aber frische Luft noch nicht."

„Der erste Eindruck, den unser Babel auf Sie gemacht hat, ist jedenfalls nicht rosenfarben," meinte der Graf lachend.

„Er hat einen Anstrich von Lothbury und von der Kanzlei," mischte sich Wilhelm Trefalden darein.

„Mein Vetter ist in den letzten vier Tagen ein Opfer des Gesetzes gewesen, Lord Castletowers. Wir haben ihn in den Besitz seines Vermögens gesetzt und er hat nichts von London gesehen als die Goldregionen östlich vom Tempel."

„Ein sehr schöner Anfang," sagte der Graf.

„Der schönste Weg nach Belgravia ist der durch die Threadneedle-Straße."

„Und die schönste Ansicht in London ist die Bank von England," fügte der Advokat hinzu.

„Ich fand sie sehr häßlich und schmutzig," bemerkte Saxon naiv.

„Ich hoffe, Sie sind jetzt mit den Gerichten fertig," bemerkte Lord Castletowers.

„Ja, für jetzt; und Saxon hat nichts zu thun als sich zu amüsiren."

„Mich zu amüsiren!" wiederholte Saxon. „Da muß ich nach Hause gehen, um das zu thun."

„Weil es in Reichenau so lustig zugeht, oder weil London so wenig Einladendes hat?" fragte der Graf lächelnd.

„Weil ich ein Bergbewohner von Geburt bin, und weil diese Stadt für mich ein Gefängniß ist. Ich muß Luft zu athmen, Berge zu ersteigen und eine Büchse auf der Schulter haben. Das nenne ich Amüsement."

„Und das nenne ich auch Amüsement," sagte Lord Castletowers; „und wenn Sie nach Surrey kommen wollen, will ich Ihnen genug davon verschaffen — eine Angelruthe und einen Jagdhund dazu. Mittlerweile aber müssen Sie uns erlauben Ihnen zu beweisen, daß London nicht so arm an Vergnügungen ist, wie Sie zu denken scheinen."

„Dies wird Dir helfen es zu begreifen," sagte Trefalden, indem er ein kleines längliches Buch in grünem Umschlag aus der Tasche zog. „Es ruht

ein Zauber in diesen Blättern, mein Lieber; aller Witz, alle Schönheit der Welt, in der wir leben, ist darin enthalten. So lange Du dies in der Tasche hast, wird es Dir nie an Amüsement und — an Freunden fehlen; und wenn Du mit dem ersten Bande durch bist, werden die Verleger Dir einen neuen schicken."

„Was ist es?" fragte Saxon etwas unsicher.

„Ein Wechselbuch."

„Bah! schon wieder Geld. Immer Geld!"

„Sprich nicht so geringschätzig davon. Du hast dessen mehr, als Du zählen kannst, und bis jetzt weißt Du weder, was es werth ist, noch was Du damit thun sollst."

„So kläre mich denn darüber auf, bitte," sagte Saxon mit einem Anflug von Ungeduld im Ton.

„Sage mir zuerst, was ist es werth?"

„Das kommt auf individuelle Ansichten an," entgegnete der Advokat mit seinem ruhigen Lächeln. „Wenn Du Lord Castletowers fragtest, würde er Dir wahrscheinlich antworten, daß es nicht so viel werth sei als adeliges Blut, schöne Augen und die Befreiung Italiens. Wenn Du einen strebsamen Menschen wie mich fragst, wird er es wahrscheinlich höher als Alles schätzen."

„Nun denn, zweitens, was soll ich damit thun?"

„Es ausgeben."

Saxon zuckte mit den Achseln; und Lord Castletowers, dem eben eine leise Zornröthe in's Antlitz gestiegen war, lachte jetzt und sagte, der Rath sei gut.

„Gieb es aus," wiederholte der Advokat. „Du wirst nie lernen, Dein Geld anzuwenden, bis Du die Kunst verstehst, es los zu werden. Du mußt noch erst lernen, daß Du, statt wie Midas Alles in Gold zu verwandeln, Gold in Alles verwandeln kannst. Das ist das wahre Geheimniß von der Verwandlung des Metalls."

„Wird die Kenntniß desselben mich weiser und glücklicher machen?" fragte Saxon mit einem Seufzer.

„Du wirst jedenfalls weiser dadurch werden," lachte sein Vetter, „und auch glücklicher, glaube ich. Erstens wirst Du aufhören es „langweilig" zu finden. Wer Geld hat und versteht, es anzuwenden, dem fehlt es nie an Vergnügen."

„Ja! und versteht es anzuwenden! das ist nur eben die Schwierigkeit."

„Wenn Du Molière gelesen," erwiderte Wilhelm Trefalden, „so würdest Du wissen, daß eines reichen Mannes Scharfsinn in seiner Börse besteht."

„Vetter, Du lachst über mich."

Er sagte dies mit vollkommen guter Laune, aber so geradezu, daß selbst Wilhelm Trefalden die gewöhnliche Fassung auf einen Augenblick verließ.

„Aber ich vermuthe, Du denkst, ein so reicher Kerl wie ich kann sich schon auslachen lassen," fuhr Saxon fort, „und ich bin ganz Deiner Meinung. Es wird zu meiner Civilisation beitragen und das ist Deine Mission, wie Du weißt. Und nun gieb mir Unterricht in der Alchemie. Worin soll ich mein Gold zuerst verwandeln?"

„In das, was Dir am lockendsten scheint," entgegnete Trefalden. „Zuerst, möchte ich sagen, in eine gewisse Menge superfeiner Kleidung; in eine große Menge französischen Leders und französischen Kammertuchs — und in einen Kammerdiener. Dann — nun wie wäre es, wenn Du dann Lord Castletowers um seine Meinung befragtest?"

„Ich stimme für ein großes Pferd, einen kleinen Bedienten und ein Kabriolett," sagte der junge Graf.

„Und Zimmer in der St. James-Straße," fuhr der Advokat fort,

„Und eine Loge bei Gye."

„Und alle Blumen, Gemälde, Ausgaben von Baskerville, von delphischen Klassikern, Orgeln und etruskischen Alterthümern, welche es Dir einfällt, zu begehren! Das ist das Mittel, Dein Gold zu verwandeln, Du glücklicher Mensch! Als philosophisches Experiment betrachtet, kenne ich nichts Schöneres, Einfacheres und Befriedigenderes."

„Du machst mich ganz verwirrt," sagte der arme Saxon. „Du sprichst halb im Scherze und halb im Ernste, und ich weiß nicht, wo der Ernst aufhört und wo der Scherz beginnt. Was ist Deine wirkliche Meinung? Ich bin ja bereit zu thun, was ein Mann in meiner Lage nach Deiner Ansicht thun muß; aber Du mußt mir sagen, wie ich es anfangen soll."

„Ich bin heute nur zu diesem Zwecke hier."

„Und dann noch Eins, Du muß mir er-

lauben Dein System zu verwerfen, wenn es mir nicht gefällt oder ich desselben müde werde."

„Was! Du wolltest zu Wurzeln und einem blauen Rocke nach Kühn und Stultz zurückkehren?"

„Gewiß, wenn mir die Wurzeln schmecken, und die blaue Farbe mir besser steht."

„Nun wohl! laß uns nur sogleich beginnen. Du sollst Dich unter Lord Castletowers und meiner Leitung stellen und sollst uns in den nächsten sechs bis acht Stunden unbedingt gehorchen; und sollst damit anfangen, daß Du einen Wechsel über fünf hundert Pfund ausstellst, den wir bei Drummond einkassiren wollen, wenn wir da vorbeikommen."

„Von Herzen gern," sagte Saxon und setzte sich nieder und schrieb mit Hülfe seines Vetters seinen ersten Wechsel aus.

„Das ist ein vortrefflicher Mensch," sagte Lord Castletowers zu Trefalden, als sie zusammen die Treppe hinuntergingen; „ein prächtiger Mensch, der mir durch und durch gefällt. Soll ich ihn im Erek-theum vorschlagen? Er muß in einen Klub eintreten und ich kenne einige Leute, die darin sind, welche gern Alles, was sie können, für ein Mitglied, welches ich eingeführt habe, thun würden."

„Bitte, thun Sie das. Das fehlt ihm gerade," erwiderte der Advokat. „Er muß Bekanntschaften stiften, wie Sie einsehen werden, und ein Geschäftsmann wie ich hat keine Zeit ihn in der Stadt herumzuführen; ich könnte es nicht, und wenn es mein eigner Bruder wäre."

„Und ich bin immer nur wenige Tage zur Zeit hier," sagte der Graf. „London ist ein theurer Luxus und ich muß mit einer kleinen Tour dahin sehr lange haushalten. Während ich hier bin jedoch, und so oft ich hier bin, wird es mir ein Vergnügen machen, Herrn Saxon Trefalden jede in meinen Kräften stehende Aufmerksamkeit zu erzeigen."

„Sie sind sehr freundlich. Saxon, mein lieber Junge, Lord Castletowers ist so gut, Dir anzubieten, Dich in's Erektheum einzuführen."

„In das Erektheum von Athen?" rief Saxon, indem er seine blauen Augen vor Erstaunen ganz weit öffnete.

„Unsinn — von Pall Mall. Es ist ein fashionabler Klub."

„Ich bin Lord Castletowers sehr verbunden," entgegnete Saxon zerstreut. Aber er hatte gerade ebenso viel Begriff von dem Zweck, dem Ziel und der Natur eines fashionablen Klubs als ein Beduine.

# Sechszehntes Kapitel.

## Das Erektheum.

„Nein, beim Jupiter, Brandon, keine Idee von einem Philister! So grün wie ein Arkadier, aber ebenso wenig ein Philister wie . . .“

Sir Charles Burgogne war im Begriff zu sagen „wie Sie sind;“ aber er besann sich und sagte statt dessen:

„— wie Castletowers selbst.“

„Ich nenne jeden einen Philister, der Bion und Moschus bei jeder Gelegenheit im Munde führt,“ entgegnete der Andere, ohne seines Freundes Zögern bemerkt zu haben. „Wie zum Teufel kann man noch etwas von Bion und Moschus wissen? Und mit welchem Rechte zwingt er Andere, ein Schafsgesicht zu machen?“

„Gefühllos, daß muß ich zugeben,“ antwortete Sir Charles affektirt.

„Ich hasse solche gelehrte Leute,“ fuhr Brandon gereizt fort. „Und ich hasse alle Parvenüs. Unwissende Parvenüs sind schlimm genug; aber ge-

lehrte sind doch noch schlimmer. Er ist beides — zum Henker mit ihm!"

„Zum Henker mit ihm, auf jeden Fall!" sagte ein anderer junger Mann, indem er an das Fenster trat, an welchem die beiden Andern standen. „Darf ich fragen, von wem die Rede ist, und was er gethan hat?"

Wir befinden uns in einem der fürstlichen Lesezimmer des Klubs Erektheum in Pall-Mall. Die beiden ersten Sprecher waren der ehrenwerthe Edward Brandon, der dritte und jüngste Sohn von Hardicanute, dem vierzehnten Grafen von Ipswich, und der Baronet Sir Charles Burgogne, vom zweiten Regiment der Leibgarde.

Es giebt Leute, die kontraktmäßig fabricirt zu sein scheinen, und zu diesen gehörte der ehrenwerthe Eduard Brandon. Er glich jenen leichtgebauten, unhaltbaren, modernen Häusern, welche täglich wie die Pilze in Bayswater und Kensington emporschießen und nur unter der ausdrücklichen Bedingung vermiethet werden, daß nie darin getanzt werden darf. Er war sehr jung und sehr groß und mit Muskeln so sparsam ausgestattet, wie ein Mensch nur sein kann. Die unbedeutendsten Kenntnisse wären für seinen Verstand zu viel gewesen; und die Politur seiner Manieren war so durchsichtig wie ein Ueberzug von Gyps, und oberflächlich wie der moderne Geschmack. Zuweilen warf er einen Blick in „Bells Leben" und in die „Hofzeitung". Er hatte die Hälfte des ersten Bandes von „Soapey Spon-

ges Vergnügungstour“ gelesen. Er spielte ziemlich gut Federball und sehr schlecht Billard und roch durch und durch nach Rauch wie ein finnischer Schellfisch.

Sir Charles Burgoyne war ein ganz anderer Mann. Er gehörte offenbar einer bestimmten Klasse an; wenn man es aber ethisch nimmt, so stand seine Klasse mehrere Grade höher als die Brandons. Er war besser gebaut und besser ausgestattet. Er ritt gut, schoß gut, spielte vortrefflich Billard; besaß eine gewisse lässige Impertinenz, die für Witz galt, in seinen Reden und Manieren, einen so weibisch zarten Teint und feine Gesichtszüge, so daß er von seinen Kameraden gewöhnlich die Schönheit genannt wurde.

Der Neuangekommene — klein, erdfarben, scharfblickend, etwas leichtfertig im Sprechen und etwas auffallend gekleidet — war Laurence Greatorex, der einzige Sohn, Erbe und Kompagnon von Sir Samuel Greatorex, Ritter, dem wohlbekannten Bankier und Rathsherrn in Lombardstreet in der City.

„Zum Henker mit ihm, auf jeden Fall,“ sagte dieser Herr mit entzückender Unpartheilichkeit. „Von wem ist die Rede? und was hat er gethan?“

„Wir sprachen von dem neuen Mitgliede,“ entgegnete Brandon.

„Wie, von Krösus Trefalden? Bah! der Mensch ist ein wahrer Barbar. Was hat er denn nun wieder Unerhörtes verbrochen?“

„Er hat Brandons feines Schicklichkeitsgefühl

beleidigt, indem er etwas aus dem Griechischen citirt hat," sagte die Schönheit.

„Aus dem Griechischen! Das ist ein unverzeihliches Verbrechen. Wie sollen wir ihn strafen? Wollen wir ihn einen Maulkorb anlegen?"

„Wir wollen ihn dazu verurtheilen, sich so lange er lebt, von griechischen Wurzeln zu nähren wie Timon von Athen," schlug die Schönheit nachlässig vor.

„Er ist so schon nicht viel besser als ein Wilder," sagte Greatorex mit verächtlichem Achselzucken. „Er kennt das Leben nicht und macht sich auch nichts daraus. Letzten Dienstag, als alle Welt außer sich war über das große Gefecht auf Barneys Weide, saß er und las Homer, als wenn das das Neueste sei. Er ist ein leibhafter Anachronismus — das ist er, Sir Charles."

„Wer, zum Teufel, ist er eigentlich?" rief Brandon. „Wo kommt er her?"

„Das mag der Himmel wissen. Ich glaube, sein Vater war ein Bücherwurm und seine Mutter ein Pergamentblatt."

„Sie sind heute zu witzig, Herr Greatorex," sagte Burgoyne spöttisch.

„Dann ist er so unverschämt reich! Gestern hat er tausend Pfund für Willis unterschrieben. Da steht sein Name, obenan auf der Liste; wir sehen ganz klein daneben aus."

„Solch verwünschte Arroganz!" brach Brandon los.

„Er ist nicht viel länger als eine Woche hier gewesen. Was geht Willis ihn an, daß er mehr giebt als die ältesten Mitglieder des Klubs?“

„Nun, es ist aber doch ein freigebiges Geschenk,“ meinte der Gardeofficier gutmüthig.

„Freigebig! Zum Henker mit seiner Freigebigkeit! Ich denke, die Mitglieder des Erektheums können einen Sekretair, der ihnen funfzehn Jahre gedient, auch ohne die Hülfe eines solchen Gelbschnabels pensioniren!“

„Ihre tugendhafte Entrüstung, Brandon, ist wirklich erbaulich,“ sagte Burgoyne. „Wie lange sind Sie denn schon hier? ein halbes Jahr?“

„Es ist jedenfalls ein Beweis von schlechtem Geschmack,“ sagte Greatorex. „Aber so sind die eben Reichgewordenen immer. Ein Mann, der sein ganzes Leben lang reich gewesen, würde es nicht gethan haben.“

„Sie selbst, zum Beispiel,“ entgegnete der Gardeofficier unverschämter Weise.

„Richtig, Sir Charles; aber ich bin für den Geldmarkt geboren, und also trifft das Gleichniß nicht ganz zu.“

„Wo hat dieser Trefalden sein Vermögen herbekommen?“ fragte Brandon. „Ich habe gehört, es hätte Jemand es ihm vor hundert Jahren vermacht, und seitdem habe es Zinsen auf Zinsen getragen; aber das ist natürlich Unsinn.“

„Das klingt wie eine Verwandlung der schla-

fenden Schönheit in Gold," bemerkte der Baronet in Parentheſe.

„Ich weiß nicht mehr als Sie, Herr Brandon," erwiderte Greatorex. „Ich habe die Geſchichte nur gehört, wie ſie allgemein erzählt wird, daß das Geld ein Jahrhundert lang oder noch länger Zinſen auf Zinſen getragen und endlich auf unſern vorweltlichen Freund gekommen iſt, der jetzt ſo viele Millionen als Finger an den Händen beſitzt. Einige behaupten, die Summe ſei doppelt ſo groß; aber zehn ſind genug für mich."

„Iſt Sir Samuel ſein Bankier?" fragte Brandon.

„Nein, unſer Komtoir liegt ihm zu weit nach Oſten, vermuthe ich. Er hat ſeine Millionen nach Drummond gebracht. A propos, Sir Charles, wie ſteht es mit Ihrer braunen Stute? Sie ſchienen vor einigen Tagen geneigt, ſich von ihr zu trennen."

„Sie meinen die Lady of Lyons?"

„Ja."

„Ich habe ſie verkauft, Herr Greatorex."

„Verkauft, Sir Charles?"

„Ja, mit Kabriolett und Allem."

Der Bankier wurde dunkelroth und biß ſich auf die Lippen. „Iſt es unbeſcheiden, nach dem Namen des Käufers zu fragen?" ſagte er.

„Vielleicht iſt es das," entgegnete der Gardeofficier. „Aber ich kann es Ihnen gerne ſagen, es iſt Herr Trefalden."

„Trefalden! Bei meiner Seele, Sir Charles,

das ist zu arg! Es thut mir leid, das zu hören; das thut es wirklich. Ich hatte gehofft — in Wahrheit, ich hatte erwartet — bei meiner Seele, Sir Charles, ich hatte erwartet, daß Sie mir die Gelegenheit gegeben hätten. Auf Geld wäre es mir nicht angekommen; ich hätte mit Vergnügen jeden beliebigen Preis für diese Stute gegeben."

„Ich danke Ihnen, aber es fiel mir nicht ein, einen beliebigen Preis zu verlangen," entgegnete der Gardeofficier stolz.

„Ueberdem finde ich, Sie müssen es entschuldigen, Sir Charles; — aber ich finde, es war nicht ganz recht."

„Recht?" wiederholte Burgoyne. „Wirklich, ich verstehe Sie nicht, Herr Greatorex."

„Nun, Sie wissen doch, Sir Charles, ich habe zuerst gesprochen; und was Krösus Trefalden betrifft, der ein Pferd kaum von einem Büffelochsen unterscheiden kann . . ."

„Herr Saxon Trefalden ist ein Freund von Lord Castletowers," fiel ihm Burgoyne in noch stolzerem Tone in's Wort, „und es freute mich sehr, mich ihm gefällig bezeigen zu können."

Wenn Sir Charles Burgoyne nicht Baronet, Gardeofficier und Mitglied des Erektheums gewesen wäre, so ist es möglich, daß Herr Greatorex ihm eine unhöfliche Antwort gegeben hätte; wie die Sachen aber standen, wurde sein Antlitz nur noch etwas röther dadurch, daß er sich bemühte, seinen Verdruß hinabzuschlucken. Er sah auf seine Uhr

und stotterte verlegen: „O, natürlich — in dem Falle — da Lord Castletowers Ihr Freund ist, habe ich — nichts mehr zu sagen. A propos, gehen Sie nächste Woche nach seinem Landsitze in Surrey?"

„Gehen Sie hin?" fragte Burgoyne, indem er seinen flachshaarigen Schnurrbart drehte und mit halb geschlossenen Augen auf den kleinen Spießbürger herabsah.

„Ich hoffe es, da Lord Castletowers so freundlich gewesen ist, mich einzuladen; aber wir haben augenblicklich so verwünscht viel in Lombardstreet zu thun . . . Bah! schon zwölf Uhr, und zwanzig Minuten nach zwölf muß ich in der City sein. Da ist kein Augenblick mehr zu verlieren. „Ich kenne eine Bank 2c." — aber zwischen zwölf und drei Uhr muß jeder dort auf seinem Posten sein! Guten Morgen, Herr Brandon. Guten Morgen, Sir Charles!"

Der Baronet neigte sein Haupt ungefähr um den vierten Theil eines Zolles, und sagte, bevor der Andere noch ganz außer Gehörweite war:

„Der Mensch ist durch und durch bürgerlich und unerträglich vertraulich. Warum dulden Sie ihn, Brandon?"

„O, es ist gar kein schlechter Kerl," antwortete dieser.

„Er ist ein Philister und weiter nichts; hat die Garderobe eines Schneidergehülfen und die Manieren eines Kammerdieners. Sie nannten den jungen Trefalden soeben einen Philister, und ich sagte Ihnen,

Sie irrten sich. Geben Sie diesem kleinen Wechselreiter den Titel, und ich will Ihnen nicht widersprechen. Ich verabscheue ihn ordentlich, Brandon, und wenn ich ihn mit schwarzen Kugeln aus dem Klub vertreiben könnte, würde es mich sehr freuen. Wenn ich in der Stadt gewesen wäre, als man ihn zur Wahl vorschlug, so will ich des Henkers sein, wenn er je hineingekommen wäre. Ich kann nicht begreifen, was die Andern gedacht haben, als sie ihn aufnahmen!"

Charley Burgoyne war träge von Natur; dies war daher für ihn eine sehr lange und energische Rede. Aber der ehrenmerthe Edward Brandon schüttelte nur verdrießlich den Kopf und blieb bei seiner früheren Behauptung.

„Ich sage Ihnen, Burgoyne, Greatorex ist kein schlechter Kerl."

Sir Charles Burgoyne zuckte die Achseln und gähnte.

„Nun, meinetwegen," entgegnete er. „Glauben Sie, was Sie wollen; ich hasse alles Streiten."

„Castletowers mag ihn leiden," begann der Andere wieder. „Castletowers ladet ihn ein, ihn in Surrey zu besuchen, wie Sie sehen."

„Castletowers ist viel zu gutmüthig."

„Und Vaughan . . . ."

„Vaughan schuldet ihm Geld und muß ihn deshalb dulden."

Der ehrenwerthe Edward Brandon rieb sich den Kopf und sah noch hülfloser und verdrießlicher aus

als zuvor. Er hatte nur einen sehr kleinen Kopf, und es war sehr wenig darin.

„Ich möchte ihn verwünschen," stöhnte er. „Er hat auch einen Wechsel auf mich in Händen. Ich muß höflich gegen ihn sein."

Sir Charles Burgoyne pfiff leise; vergrub die Hände in die Hosentaschen und sagte nichts.

„Was kann ich Anderes thun?" fragte Brandon.

„Ihm bezahlen."

„Sie könnten mir ebenso gut sagen, ich solle ihn fressen!"

„Unsinn. Borgen Sie das Geld von einem Andern."

„Ich wollte, ich könnte es. Ich wollte, ich wüßte, wen ich darum bitten könnte; ich würde sehr dankbar dafür sein, wie Sie einsehen werden. Es sind nur zwei hundert und fünfzig Pfund."

Und der junge Mann blickte den Gardeofficier starr an; dieser aber stierte die Säule des Herzogs von York gerade gegenüber an.

„Sie können mir Niemand angeben?" fuhr er nach einer Pause fort.

„Ich, mein Lieber? Zum Teufel, ich habe keine Idee."

„Sie — Sie selbst könnten es nicht für mich thun?"

Sir Charles Burgoyne zog die Hände aus den Taschen und nahm seinen Hut von einem Pflock in der Nähe.

„Edward Brandon," sagte er mit großem Nachdruck; „ich bin so arm wie St. Simon Stylites."

„Nie in meinem Leben von dem Menschen gehört," sagte Brandon gereizt; „wer ist das?"

„Mein Lieber, Ihre religiöse Erziehung ist vernachlässigt worden. Suchen Sie in Ihrem Katechismus nach, und wenn Sie ihn gefunden, machen Sie eine Anmerkung dabei."

„Ich will Ihnen was sagen, Burgoyne," sagte Brandon, der argwöhnte, daß der Officier ihn verhöhnte, und wie alle schwachen Leute, wenn sie übler Laune sind, leicht hämisch wurde, „arm oder nicht arm; Sie sind ein gescheidter Mann, wenn's gilt, einen Handel zu machen. Sprechen noch davon, daß Sie keinen beliebigen Preis verlangen, wahrhaftig! Was sind denn fünf hundert Guineen, wenn nicht ein beliebiger Preis, das möchte ich wissen?"

„Mon enfant, das verstehen Sie nicht," sagte der Gardeofficier ruhig.

„Ich weiß, daß es viel zu viel für die Stute und das Kabriolett ist."

„Die Stute und das Kabriolett sind spottwohlfeil zu diesem Preise."

„Wohlfeil! wohlfeil — da ich sicher weiß, daß Sie nur ein hundert und zwanzig Pfund für die Lady of Lyons gegeben, und Sie seitdem zwei Saisons hindurch das Beste aus ihr herausgeschlagen haben!"

Der Officier hörte mit unverwüstlichem Lächeln zu, zog sich Handschuhe an, knöpfte sie zu, setzte den

Hut auf, und nachdem er Alles dies mit studirter Sorgfalt gethan, erwiderte er:

„Mein lieber Brandon, ich beneide Sie wirklich um Ihr Gedächtniß. Ueben Sie es, mein Guter, und es wird Ihnen Ehre machen. Auf Wiedersehn.“

Damit trat er vor den nächsten Spiegel, zupfte den Knoten seiner Kravatte zurecht und schlenderte der Thür zu. Auf halbem Wege aber kehrte er wieder um.

„A propos,“ sagte er, „wenn Sie in einer augenblicklichen Verlegenheit sind und wirklich zwei hundert und funfzig Pfund brauchen — brauchen Sie sie wirklich?“

„Ja, beim Jupiter, das thue ich. Ich bin noch nie in meinem Leben so verlegen darum gewesen.“

„Nun, dann wenden Sie sich an Trefalden. Er ist so reich wie die Bank von England und streut Geld umher wie Sand. Fragen Sie ihn, Brandon. Er wird es Ihnen gewiß leihen. Vale.“

Und der Baronet drehte sich noch einmal auf dem Absatz herum und überließ es seinem gereizten jungen Freunde, seinem Unwillen durch Fluchen Luft zu machen. Der ehrenwerthe Edward Brandon murmelte auch wirklich einige Flüche zwischen den Zähnen, wobei es aussah, als wenn er sie an den Herzog von York auf der Säule richtete; rieb sich den Kopf, als wenn er verrückt wäre, bis er aussah wie eine elektrische Puppe und begab sich endlich nach dem Billardzimmer.

Als Beide fort waren, legte ein Herr, der vor dem anstoßenden Fenster gesessen und sich hinter der neuesten Times verschanzt hatte und dem Anscheine nach darin vertieft war, die Zeitung bei Seite, schrieb einige Namen in sein Taschenbuch, während er still vor sich hinlächelte, und verließ dann das Zimmer. Draußen hielt er an, um mit dem Portier zu sprechen.

„Ich habe auf Herrn Trefalden gewartet," sagte er, „so lange ich konnte. Sie wissen sicher, daß er nicht nach oben gegangen ist?"

„Ganz sicher, mein Herr."

„Dann seien Sie so gut, ihm diese Karte zu geben, und sagen Sie gefälligst, daß ich ihn morgen in seiner Wohnung aufsuchen würde."

Der Portier legte die Karte zu den Briefen, von denen mehrere für das neue Mitglied angekommen waren. Die Karte trug den Namen: Wilhelm Trefalden.

# Siebenzehntes Kapitel.

## Saxon zu Hause.

„Herr Trefalden."

So lautete die Anmeldung des stattlichen Dieners, welcher Herrn Trefalden im Vorzimmer mit besonderer Herablassung empfing und ihm sogar die Thür zum Empfangzimmer öffnete; und so angemeldet erschien er bei seinem Vetter. Dieser war nicht allein. Lord Castletowers und Sir Charles Burgoyne waren bei ihm; Ersterer lehnte sich vertraulich über die Lehne von Saxons Stuhl, und diktirte ihm die Worte zu einem Briefe, welchen er schrieb; Letzterer lag der ganzen Länge nach auf dem Sopha, mit geschlossenen Augen, eine Cigarette rauchend. Die beiden Gäste waren angenscheinlich hier so zu Hause, als wenn sie sich in ihrem eignen Zimmer befanden. Sie hatten mit Saxon gefrühstückt, und der Tisch war noch mit Pasteten, Kaffee, Liqueur und anderen Luxussachen, die zu einem zweiten Frühstück gehören, beladen.

Saxon warf die Feder fort, sprang auf und

ergriff seinen Vetter bei beiden Händen, indem er ihn mit einem Strom von Begrüßungsworten überschüttete.

„Wie freundlich von Dir, hierher zu kommen," rief er, „nachdem Du Dir gestern die Mühe gemacht, mich im Klub aufzusuchen! Es that mir so leid, daß Du mich verfehltest! Ich hatte mir vorgenommen, Dich noch heute Nachmittag in der Allee vor dem Kanzleihofe aufzusuchen. Es ist sehr undankbar von mir, daß ich dies nicht schon vorige Woche gethan, und ich weiß wirklich nicht, wie ich mich bei Dir entschuldigen soll. Ich habe jeden Tag an Dich gedacht, Vetter Wilhelm."

„Es sollte mir leid thun, wenn ich Dich veranlaßte, die nebligte Atmosphäre der City aufzusuchen," entgegnete der Advokat freundlich. „Ich mag Dich viel lieber so sehen wie hier, die guten Dinge genießend, welche die Götter Dir beschert haben."

Und dabei schüttelte er Lord Castletowers die Hand und sprach die Hoffnung aus, daß Lady Castletowers sich wohl befinde; verbeugte sich vor Sir Charles Burgoyne und ließ sich in einen Lehnstuhl nieder.

„Du warst mit Schreiben beschäftigt, als ich kam," sagte er. „Bitte laß Dich nicht stören."

„O," sagte er verlegen, „die Briefe können warten."

„Ich auch — ich werde mittlerweile eine Cigarre rauchen."

„Sie, d. h. Lord Castletowers, halfen mir die

Briefe schreiben, sagten mir, was ich eigentlich sagen müßte. Er nennt mich den „Unhöflichen Briefsteller“ und sagt, ich muß lernen, schöne Phrasen zu drechseln und Schmeicheleien zu sagen, an die Niemand glaubt.“

„Die Schmeicheleien, an die Niemand glaubt, sind eben die, welche Allen gefallen,“ sagte der Graf.

„Ich habe gewünscht,“ bemerkte Burgoyne vom Sopha aus, „daß irgend ein gescheidter Mensch ein Handbuch von Höflichkeitsphrasen — eine Art „Geschickter Lügner“ oder „Des Meineidigen Begleiter“ — schreiben möchte. Wie viele Mühe würde Einem dadurch erspart!“

„Ich wollte, es gäbe ein solches Buch, wenn auch nur, damit Sie bessere Manieren daraus lernten,“ entgegnete Lord Castletowers.

„Ich mache keine Ansprüche darauf, die Manieren eines Lords zu haben,“ sagte die Schönheit affektirt.

„Wenn Sie der Lord meiner Güter wären, so würden Sie nicht viel besitzen, dessen Sie sich rühmen könnten,“ erwiderte Castletowers mit fröhlichem Lachen.

Burgoyne öffnete die Augen und nahm die Cigarette aus dem Munde.

„Höre Einer diesen Menschen an!“ sagte er, „diesen aufgeblasenen Kapitalisten, der wie ein Diogenes spricht, dem man seine Tonne genommen! Castletowers, ich schäme mich in Ihrer Seele.“

„Vergleichen Sie mich gerne mit Diogenes, wenn Sie wollen," sagte der Graf; „aber mit einem Diogenes, welchem, dem Himmel sei Dank! noch eine liebe, alte Tonne aus der Zeit Elisabeths geblieben ist und einige alte Eichen, welche sie beschatten; freilich sind ihrer nur noch wenige, und sie sind sehr alt."

„Und ich," sagte Burgoyne, „besitze auch nicht einen Baum mehr, mit Ausnahme meines Stammbaumes. Meine letzten Eichen sind beim letzten Derby-Rennen daraufgegangen."

Der Graf blickte auf seine Uhr.

„Wenn dies Billet um zwei Uhr abgegeben werden soll," sagte er; „so muß es sogleich beendigt werden, und da Herr Trefalden es erlaubt . . . ."

„Ich erlaube nicht nur," meinte Trefalden, „ich bitte sogar."

Saxon ergriff die Feder, und indem er auf einen Haufen Billette, welche auf dem Kaminsims lagen, deutete, sagte er:

„Da liegt auch eins für Dich, Vetter Wilhelm, und Du mußt jedenfalls kommen."

„Einladungen, junger Mann?"

„Ja, zu einem Diner in Richmond am nächsten Sonnabend."

Trefalden steckte das Billet, ohne es zu öffnen, in die Tasche; und blieb bei mit ruhigem, nachdenklichen Lächeln zu rauchen; und während des Diktirens betrachtete er sich gemächlich das Zimmer. Nicht eins der mannigfachen Details entging ihm

— jedes erzählte ihm eine Anekdote von den letzten zehn Tagen in Saxons Leben. Es waren mehrere Gemälde da, welche zum Theil auf Stühlen herumstanden, zum Theil gegen die Wand gelehnt waren; einige waren in Oel und andere mit Wasserfarben gemalt; aber beinahe alle hatten Ansichten aus der Schweiz zum Gegenstande. Ganze Haufen neuer Noten lagen umher und ebenso kostbare Bücher in reichen Einbänden; Kasten mit Cigarren und Handschuhen; eine Büste von Shakespeare in Marmor, ein Harmonium; ein Schreibpult von florentinischer Mosaikarbeit; eine silberne etruskische Vase auf einem Piedestal von grünem Porphyr; ein paar silberbeschlagene Büchsen; ein Büffet, beladen mit Nippsachen von geschnitztem Elfenbein, von Krystall, Silber, Filigran und Porzellan; und ein Sophatisch, auf dem Briefe, Visitenkarten, loses Silbergeld und Rechnungen von Handwerkern angehäuft lagen. Auf dem Kaminsims standen ein paar bronzene, vasenartige Schalen zu Blumen, ein silbernes Dintenfaß, auf dessen Deckel ein kleiner Kupido schwebte, und ein Modell des Parthenons von gelblichem Marmor. Eine Reitpeitsche mit goldenem Knopfe und ein paar Rappiere lagen oben auf dem Harmonium; und ein Bouquet in einem Wasserglase nahm den Platz auf einer Konsole ein, der eigentlich einer französischen Pendule gebührte. Es war nichts Besonderes an dem Bouquet, es sah aus wie fünf hundert andere, die man im Laufe einer Saison sieht; und doch blieb Herrn Trefaldens Blick mehr

als einmal daran haften und jedesmal, wenn er es ansah, lächelte er und suchte dies hinter einer Dampfwolke zu verbergen.

„und daß Sie mir das große Vergnügen machen werden, mir zu erlauben, Sie des Nachmittags hinaus zu fahren," sagte Lord Castletowers, über Saxons Schulter hinweg diktirend.

„Sie hinausfahren!" wiederholte der Schreibende entsetzt.

„Ich soll sie von London nach Richmond fahren?"

„Natürlich. Warum nicht?"

„Weil ich es nicht kann; weil ich nicht gut genug fahre. Ich habe nie ein anderes Pferd als eine alte, blinde Stute vor einem wackeligen schweizer Karren gefahren. Ich würde ihr und mir das Genick brechen!"

„O, das macht nichts. Sie können Burgoyne oder mir die Zügel geben. Darauf kommt es nicht an."

„Wie soll ich es denn stellen? Soll ich sagen: „und daß Sie Lord Castletowers das Vergnügen machen werden . . ."

„Unsinn! Schreiben Sie, was ich Ihnen gesagt habe, und erlauben Sie mir das einzurichten, wenn es so weit ist."

Saxon schüttelte verneinend das Haupt.

„Nein, nein," sagte er, „ich kann sie nicht bitten mir das Vergnügen zu machen, sie fahren zu

dürfen, wenn ich weiß, daß ich gar nicht daran denke es zu thun. Es würde eine Unwahrheit sein."

Dem Grafen stieg eine schwache Röthe in's ehrliche Antlitz; aber Sir Charles Burgoyne lächelte mitleidig.

„Angenommen nun," sagte Saxon, „daß ich ihr erzählte, ich hätte einen neuen Phaeton gekauft und bäte sie, am Sonnabend einen Platz darin einzunehmen — geht das?"

„Ausgezeichnet. Sie wird natürlich den Schluß ziehen, daß Sie selbst fahren, und das Uebrige ist dann leicht zu machen, wenn die Zeit da ist. Lassen Sie sehen, wie es sich liest . . . hm . . . „welches Sie, wie ich hoffe mit Ihrer Gegenwart beehren und mir erlauben werden, Ihnen einen Platz in meinem Phaeton anzubieten, wenn das Wetter schön genug ist, um in einem offenen Wagen fahren zu können."

„Fahren zu können," wiederholte Saxon, als er mit der Feder das Ende des Satzes erreicht hatte. „Sonst noch etwas?"

„Nein, ich finde, das ist genug."

„Dann brauche ich nur noch" „Ihr ergebener Saxon Trefalden" hinzuzufügen, vermuthe ich?"

„Der Himmel steh' uns bei!"

„Ist das nicht höflich genug?" fragte Saxon lachend.

„Höflich genug? Habe ich Ihnen nicht vor einer halben Stunde gesagt, daß bei einer solchen Dame die gewöhnliche Höflichkeit nicht ausreicht? Sie

müssen sich ihr auf den Knieen nahn, mein Lieber, und ihr ein kleines Diner in Richmond anbieten, als wenn es ein Brandopfer wäre, welches Sie den unsterblichen Göttern darbrächten! Schreiben Sie — „Genehmigen Sie den Ausdruck meiner tiefsten Verehrung, mein Fräulein, und erlauben Sie mir mich mit der innigsten Bewunderung zu zeichnen, Ihr getreuer und gehorsamer Diener, Saxon Trefalden.“

„So muß es heißen, Burgoyne; nicht wahr?“

„Natürlich, ohne Frage,“ gähnte Dieser. „Sie können nicht Segel genug beisetzen.“

„Darf ich fragen, an welche Prinzessin königlichen Geblüts dieser Brief gerichtet ist?“ fragte Wilhelm Trefalden.

„An eine viel wichtigere Persönlichkeit als an eine Prinzessin,“ antwortete Castletowers.

„An die Prima Donna der Saison — an die Graziana!“

Beim Empfang dieser ungeheuren Nachricht zog Wilhelm Trefalden die Augenbrauen etwas in die Höhe, sagte aber nichts.

„Und sie ist ein herrliches Geschöpf!“ rief Saxon, der sein Briefchen jetzt zusammenfaltete und siegelte. „Burgoyne stellte mich ihr gestern Abend hinter den Koulissen vor. Du kannst Dir nicht denken, Vetter Wilhelm, was sie für ein freundliches Wesen hat!“

„Wirklich?“

„Sie gab mir das Bouquet, welches dort steht — es war ihr eben zugeworfen worden.“

„Wie herablassend!“

„Ja, nicht wahr? — mir, der ihr gänzlich fremd, unbekannt war! Ich hatte ein Gefühl, als wenn ich vor Juno selbst stände. Da, das Briefchen wäre fertig.“

Und Saxon, der den leichten Anflug von Sarkasmus im Tone seines Vetters nicht bemerkt hatte, richtete sich auf und sein helles junges Antlitz überflog ein Lächeln des Triumphes, das man knabenhaft hätte nennen können.

Er zog die Glocke und der Diener trat ein.

„Gillingwater, senden Sie Curtis sogleich mit diesem Billet fort und sagen Sie ihm, er solle auf Antwort warten. Ist Jemand gekommen?“

„Ein junger Mann von Faaet und Carat, Herr, mit Schmuckkästchen. Ein junger Mann von Cartridge und Trigger mit Waffen. Ein Packet von Colnaggy; ein Packet von Breidenback; ein Packet von Fortnum und Mason; ein Packet von Crammer und Brale,“ erwiderte Saxons hochtrabender Diener.

„Die Packete können warten. Die Boten können eintreten.“

Gillingwater zog sich zurück, und die jungen Leute wurden sogleich hereingeführt; der eine hatte ein kleines Mahagonikästchen unter dem Arm; der andere ein noch kleineres Kästchen von Marokko. Ersteres enthielt ein Paar kostbare Pistolen mit

eingelegter Arbeit verziert; das zweite drei Armbänder von verschiedener Form.

„Beim Jupiter, herrliche Pistolen!“ rief Castletowers. „Sehen Sie her, Burgoyne, haben Sie je eine solche vollendete Arbeit gesehen?“

„Niemals. Der Sultan selbst würde sie nicht verschmähen.“

„Sie sind genau ebenso gearbeitet wie diejenigen Sr. Hoheit des Maharajah von Jubblepore,“ bemerkte der Bote.

Sir Charles untersuchte die Waffen mit dem Interesse eines Kenners.

„Sie sind ein wahrer Pascha, Trefalden!“ sagte er. „Es wird nicht lange mehr dauern, so werden wir Sie auf einem weißen Elephanten in Rottenrow reiten sehen.“

„Dies sind wirklich die prachtvollsten Pistolen, die ich je gesehen. Für wen sind die Spangen? Für die Graziana?“

„Eine davon, wenn . . .“

„Wenn was?“

„Wenn Sie glauben, daß ich sie nicht damit beleidige?“

„Beleidigen, mein Lieber! Beleidigen Sie ein Kätzchen, wenn Sie ihr eine Schale mit Milch anbieten? oder Carlo, wenn Sie ihm einen Knochen geben?“

„Was meinen Sie?“ fragte Saxon, ganz entsetzt über diese leichtfertigen Vergleiche.

„Ich meine, daß jedes Weib ihre Seele für

eine Hand voll Diamanten und eine Unze getriebenen Goldes verkauft, und daß unsere schöne Freundin keine Ausnahme von der Regel ist. Wie sind Sie darauf gekommen, Trefalden, ihr ein Armband zu schenken?"

„Die Idee geht von Herrn Greatorex aus."

„Hm! Das sieht ihm ähnlich. Greatorex ist immer freigebig auf Kosten — anderer Leute!"

„Ich war ihm sehr dankbar dafür, daß er daran gedacht," sagte Saxon ziemlich warm; „wie ich es Jedem bin, der mir sagt, was in der Gesellschaft gebräuchlich ist," setzte er ruhiger hinzu.

„Die Armbänder sind alle drei sehr schön," sagte Lord Castletowers.

„Sie haben Recht. Welches soll ich nehmen?"

„Das Hosenband mit Rubinen eingefaßt," sagte Sir Charles Burgoyne.

„Die Schlange mit dem Diamantkopfe," meinte der Graf.

„Die Opalen mit den Diamanten," sagte Wilhelm Trefalden.

Saxon schüttelte lachend den Kopf und sagte: „Wenn alle Drei mir verschiedenen Rath geben, was soll ich dann thun?"

„Selbst wählen," antwortete sein Vetter.

Zögernd und bescheiden entschloß Saxon sich endlich selbst eine Wahl zu treffen, und sie fiel auf das Armband, welchem sein Vetter den Vorzug gegeben.

„Darf man fragen, was diese prächtige Klei-

nigkeit kostet?“ fragte Wilhelm Trefalden, nachdem die Wahl getroffen, und die Boten sich entfernt hatten.“

„Ich habe keine Idee davon,“ sagte Saxon.

„Soll das heißen, daß Du es gekauft hast, ohne nach dem Preise zu fragen?“

„Natürlich.“

„Fragst Du denn nie nach dem Preise, bevor Du etwas kaufst?

„Nie. Warum lächelst Du darüber?“

„Weil ich fürchte, daß die Leute Dir einen beliebigen, fabelhaften Preis berechnen werden.“

„Nun, das können sie so wie so! Was verstehe ich z. B. von Opalen und Diamanten, abgerechnet, daß der Opal ein Hydrat von Kieselerde und der Diamant eine Verbindung von Holzkohle und Oxygen ist? Sie könnten mir jeden beliebigen Preis für dieses Armband abfordern und ich, mit meiner gänzlichen Unkenntniß des Werthes, würde es doch kaufen.“

„Es ist gut für Sie, Trefalden, daß Sie mit Ihrer Hand in die Börse des Fortunatus greifen können,“ sagte Sir Charles Burgoyne.

„Aber selbst Fortunatus muß sich in Acht nehmen, daß seine Börse kein Loch bekommt,“ sagte Herr Trefalden. „Du bist ein schlechter Rechenmeister, mein lieber Saxon; und Du und ich, wir müssen uns noch einmal etwas über diese Sache besprechen. A propos, ich habe wirklich noch einige Geschäftssachen mit Dir zu bereden. Wann kannst

Du mir ein paar Stunden schenken, um Dich recht tüchtig langweilen und plagen zu lassen?"

„Wann Du wünschest, Vetter Wilhelm."

„Nun dann, heute Abend?"

„Heute Abend habe ich unglücklicher Weise versprochen im Klub mit Greatorex und ein paar Andern zu speisen; und nachher wollen wir zusammen in die Oper gehen."

„Dann also morgen Abend?"

„Und morgen kommt mein neuer Phaeton an, und wir — d. h. Lord Castletowers und Sir Charles Burgoyne und ich — wollen darin nach Blackwall fahren."

„Dann Sonnabend . . ."

„Sonnabend, hoffe ich, wirst Du mit nach Richmond fahren. Vergiß es nicht, Vetter Wilhelm. Du weißt, Du hast die Einladung in der Tasche."

Wilhelm Trefalden lächelte ernst.

„Bist Du wirklich ein solcher Epikuräer, daß Du das traditionelle Skelett zu Deinem Feste einladest?" sagte er. „Nein, nein, Saxon. Ich bin ein Geschäftsmann und habe keine Muße zu solchen Gelagen. Du mußt auf meine Gegenwart verzichten, und ich muß auf Deine verzichten, wie es scheint. Ich hatte keine Ahnung davon, daß Du so in der Mode wärest, und alle Deine Abende auf solche Weise besetzt hättest."

„Ich weiß nicht, wie es kommt," entgegnete Saxon etwas verlegen. „Ich habe wirklich mehr Verabredungen getroffen, als mir bewußt. Meine

Freunde sind so gütig gegen mich und entwerfen so viele Pläne, um mir Vergnügen zu machen, daß — geht es nicht Sonntag, Vetter Wilhelm? Du könntest hierher kommen und bei mir zu Mittag essen; oder wir könnten . . .“

„Sonntags bin ich immer engagirt,“ sagte der Advokat trocken.

„Also dann Montag?“

„Ja, Montag soll mir recht sein, wenn Du dann wirklich Zeit hast.“

„Natürlich werde ich dafür sorgen.“

„Aber Du mußt zu mir kommen. Ich werde sehr viel zu thun haben und kann Dich nur empfangen, nachdem das Geschäft geschlossen.“

„Ich will zu jeder Zeit, die Dir passend ist, kommen, Vetter Wilhelm,“ sagte Saxon ernst.

„Um acht Uhr Abends?“

„Um acht Uhr.“

Der Advokat notirte den Tag und die Stunde in sein Taschenbuch und stand auf, um sich zu empfehlen.

„Ich hatte gehofft, Herr Trefalden, daß Sie nächste Woche ein paar Tage für mich übrig haben würden,“ sagte Lord Castletowers, als sie sich zum Abschied die Hände schüttelten. „Ihr Vetter hat versprochen hinaus zu kommen; wir werden eine Jagd abhalten und einige Abendgesellschaften geben, und es würde Ihnen gut thun, ein wenig Landluft zu schöpfen, bevor der Sommer eintritt.“

Aber Trefalden schüttelte verneinend den Kopf.

„Ich danke Ihnen, Lord Castletowers," antwortete er, „aber es ist unmöglich. Ich bin für die nächsten fünf Monate ebenso fest an die Kanzleihofsallee gefesselt, wie ein Galeerensklave an die Ruderbank."

„Aber, mein lieber Herr Trefalden, ist es wirklich der Mühe werth, ein Galeerensklave zu sein, wenn man es nicht nöthig hat?" fragte der Graf.

„Vielleicht. Es kommt auf den Beweggrund an, und selbstgeschmiedete Ketten sind selten schwer."

Mit diesen Worten verbeugte der Advokat sich vor beiden Herren und verließ das Zimmer, begleitet von seinem Vetter.

„Das ist ein stiller, verschlagener Mensch," sagte Burgoyne.

„Er ist ein Gentleman, und ein angenehmer geschеidter Mann;" erwiderte der Graf, „und ist seit Jahren unser Anwalt gewesen."

„Ich mag ihn nicht leiden."

„Sie kennen ihn nicht."

„Das ist wahr — kennen Sie ihn?"

Lord Castletowers besann sich; endlich sagte er lachend: „Nun, bei meiner Seele, ich kann nicht sagen, daß ich ihn persönlich genau kenne. Aber er ist mein Anwalt, und ich mag ihn leiden. Ich urtheile nur nach dem Eindruck, welchen er auf mich macht."

„Und ich nach dem meinigen. Er ist nicht mein Anwalt, und ich mag ihn nicht leiden. Er denkt zu viel und spricht zu wenig."

Saxon drückte mittlerweile seinem Vetter an der Thür des Vorzimmers warm die Hand und sagte leise und eindringlich:

„Wirklich, Vetter Wilhelm, Du mußt nicht glauben, daß ich ein fashionabler Mann oder ein Epikuräer geworden, und daß ich nicht lieber — viel lieber — einen Abend mit Dir, als an irgend einem andern Orte verbringen wollte. Es thut mir sehr leid, daß ich vor Montag nicht zu Dir kommen kann.“

„Montag wird früh genug sein, mein lieber Saxon,“ entgegnete der Advokat freundlich; „und es freut mich, daß Du Dich so gut amüsirest. Um acht Uhr also?“

„Ja, um acht. Du wirst sehen, daß ich pünktlich bin — und Du mußt mir guten Rath geben, Vetter Wilhelm, und mich immer auf meine Fehler aufmerksam machen — willst Du das?“

„Hum! Das wird von Umständen und von Dir selbst abhängen. Vorläufig aber kaufe keine Armbänder mit Diamanten mehr, ohne vorher nach dem Preise zu fragen.“

# Achtzehntes Kapitel.

## Timon.

„Es ist gut, fröhlich und weise zu sein," sagt ein altes Lied; aber nicht Jedermann ist zu einem lachenden Philosophen geschaffen, und obgleich es verhältnißmäßig leicht ist, „bei Gelegenheit" entweder fröhlich oder weise zu sein, so ist es doch außerordentlich schwer, beides zu gleicher Zeit zu sein. Diese beiden Eigenschaften sind beinahe ebenso widerstrebend zur Vereinigung zu bringen als Oel und Wasser, und die Jugend macht auch nur selten einmal den Versuch, sie in sich zu verbinden. Glückliche Jugend, deren größte Weisheit darin besteht, fröhlich zu sein so lange sie kann. Wer von uns vertauschte nicht gern die bittere Weisheit späterer Jahre gegen ein Jahr — ja, gegen einen einzigen Tag — jener glücklichen, gedankenlosen Zeit, wo der einfachste Scherz Stoff zum Lachen gab, und die gewöhnlichste Blume eine Schönheit besaß, die nun schon lange verblüht ist, und das ganze Leben uns wie ein lustiger Carneval erschien?

Was gäben wir nicht darum, wenn wir noch einmal wieder an die ewige Treue unserer Universitätsfreunde und die Unsterblichkeit unserer preisgekrönten Gedichte glauben könnten? — wenn unsere Herzen noch einmal laut beim Lesen des Plutarch und Livius schlügen? — wenn wir noch einmal entzückt Thränen über Madam Hallers Leiden vergießen und die alten Romane mit dem früheren Heißhunger verschlingen könnten? —

Ach! der Universitätsfreund und das Preisgedicht, sie sind beide vergessen; Sir George Lewis hat schonungslos die Hand an unsere Lieblingshelden gelegt; unsere Seele verabscheut den Namen Kotzebue; und wir sind ebenso wenig im Stande, unser Interesse an jenen beiden berittenen Kavalieren, welche man vor ein paar hundert Jahren im Westen von England über die einsame Haide reiten sehen konnte, neu zu beleben, als wir es unternehmen könnten, die dreizehn tausend Seiten von Mademoiselle Scuderys großem Cyrus noch einmal mit Vergnügen zu lesen. Ja, dieser Traum ist vorüber; aber die Erinnerung daran kann uns kein Mensch und kein Schicksal rauben. Sind wir nicht alle einmal in Arkadien gewesen?

Von der Weisheit abgesehen aber, was kann es Fröhlicheres geben, als ein Diner in Richmond, wenn das Jahr und die Gäste noch jung sind, und die weite Landschaft in Sonnenschein getaucht daliegt, und die Luft mit dem Dufte frischgemähten Heues erfüllt ist, und das Lachen dem Scherze so

schnell und so munter folgt, wie der schäumende Champagner dem Paffen der Korken? Dann und wann schwimmt ein Schiffchen mit einem weißen Segel auf dem geschmolzenen Golde des breiten Flusses hinab. Die Inseln und die bewaldeten Flächen verschwimmen im Nebeldunste der untergehenden Sonne. Fröhliche Stimmen und das Klirren anstoßender Gläser tönt dann und wann aus dem offenen Fenster oder vom Balkon herab zu uns hinüber; und vielleicht dringt auch die Musik von Blechinstrumenten, welche in der Entfernung harmonischer klingen, aus der unteren Stadt zu uns hinauf.

So klar und günstig war das Wetter an dem wichtigen Tage, an welchem Saxon sein „kleines Diner“ gab, und seine Freunde hatten dafür gesorgt, daß die Einzelheiten des Festes ebenso tadellos waren wie das Wetter selbst. Die Gäste waren alle in offenen Wagen hinausgefahren; das köstlichste Mittagessen, welches der Geschmack erfinden konnte und für Geld zu haben war, ward ihnen vorgesetzt; und das beste Zimmer in dem berühmten Hotel war schon im Voraus zu diesem Zwecke gemiethet. Selten war wohl eine vergnügtere Gesellschaft darin versammelt gewesen.

Lord Castletowers und Major Vaughan fehlten natürlich auch nicht, sie waren von Surrey darum gekommen; Sir Charles Burgoyne mit seiner gemüthlichen Unverschämtheit war da; der ehrenwerthe Edward Brandon, dessen Haar vor innerer Auf-

regung und vom äußerlichen Reiben in die Höhe stand, wie die Perrücke einer elektrisirten Puppe; Herr Lawrence Greatorex, der vielleicht zuweilen etwas zerstreut aussah, aber dennoch geläufig sprach; zwei andere Herren aus dem Erektheum-Klub, beide sehr jung und zum Lachen geneigt, die ihrem Schneider und Schuhmacher alle Ehre machten; und endlich, wenn auch nicht zuletzt, die Graziana und ihre Gesellschaft. Denn eine Schauspielerin kommt wie das Unglück nie allein. Wie die schottischen Hauptleute begleitet sie immer ein „Schwanz“ und sie haben die störende Angewohnheit, ihren nicht eingeladenen „Schwanz“ bei jeder Gelegenheit mitzubringen, es mag nun passend sein oder nicht. Bei dieser Gelegenheit hatte die Heldin sich damit begnügt, zwei Schwestern und einen Bruder mitzubringen; und der junge Wirth bewillkommnete sie nicht nur mit aufrichtigem Herzen, sondern fand es noch sehr freundlich und herablassend von ihr, daß sie sie überhaupt mitbrachte. Der Bruder war ein düsterer Mensch, der sehr wenig sprach, sehr viel aß und die Gesellschaft verstohlen über den Rand seines Weinglases hin beobachtete. Die Schwestern waren klein, dick und schwarzäugig; sie plapperten, kokettirten und tranken unaufhörlich Champagner. Was die Primadonna selbst anbetraf, so war sie ein hübsches, rundes und lachlustiges Geschöpf von ungefähr zwanzig Jahren, die Juno so unähnlich und einem erwachsenen Kinde so ähnlich war, wie nur eine Neapolitanerin es sein kann. Auf der

Bühne oder im Versammlungszimmer der Schauspieler konnte sie majestätisch genug sein; aber sie nahm ihre Würde nie über die Grenzen des Opernhauses mit hinaus. Sie legte sie mit der Schminke zugleich an und ließ sie in ihrem Ankleidezimmer mit ihrer übrigen Theatergarderobe zurück, wenn ihr Abendwerk vollbracht war. Sie lachte über Alles, was gesagt wurde, sie mochte es nun verstehen oder nicht; und sie war von Allem entzückt — von der Fahrt, von den Pferden, von dem Phaeton, von dem Wetter, von dem Diner, den Gästen und von ihrem Wirthe; und als das Eis — ein wahres Triumphzeichen der Kunst — servirt wurde — klatschte sie in die Hände, wie ein Kind, das einen Dreikönigskuchen erblickt.

„Nun ist es Zeit zu dem Armbande, Saxon," flüsterte Lord Castletowers, als die Trümmer des Triumphzeichens entfernt und das Dessert aufgetragen war.

Saxon machte ein sehr bestürztes Gesicht und fragte: „Was soll ich sagen?"

„Was weiß ich — etwas Hübsches und nicht zu lang."

„Aber das kann ich nicht; ich habe keine Idee davon."

„Das macht auch nichts; sie würde Sie doch nicht verstehen, wenn Sie es auch hätten. Sagen Sie ihr irgend Etwas."

„Können Sie es ihr nicht an meiner Statt sagen?"

„Unmöglich, mein Lieber! Sie könnten mich ebenso gut bitten, sie an Ihrer Statt zu küssen.“

Saxon fand diese Voraussetzung so ungeheuer, daß er dunkelroth wurde und kein Wort zu entgegnen wußte.

„Ha, traditor, warum sprechen Sie Geheimnisse?“ sagte die Primadonna schmollend.

„Weil er ein Verschwörer ist, Signora,“ erwiederte der Graf.

„Ein Verschwörer? Himmel!“

„Er sagt die Wahrheit,“ fiel Burgoyne ein. „In dem Zimmer unter uns ist eine schreckliche Mine von Knallbonbons angelegt, und Trefalden wird sogleich Witzfunken sprühen lassen, welche die Mine entzünden und uns Alle in die Mitte des nächsten Jahrhunderts versetzen werden.“

Die Prima-Donna sang einen Lauf, der ihr Entsetzen ausdrücken sollte.

„Aber das Schlimmste kommt noch,“ sagte Castletowers.

„Diese Verschwörung, Signora, ist einzig und allein gegen Sie gerichtet.“ Und leise fügte er hinzu: „Heraus damit, Mann; eine bessere Einleitung können Sie sich nicht wünschen.“

Saxon zog also das Marokkokästchen aus der Tasche und hielt es ihr so befangen hin und stammelte einige so unverständliche Worte dabei, als wenn es ein Arrestbefehl gewesen wäre.

Die Signora schrie vor Entzücken laut auf, rief ihren Bruder und ihre Schwestern herbei, flog

mit ihrem Schatze zum Fenster, ließ ihn von allen Seiten gegen das Licht spielen und konnte in den ersten fünf Minuten nur ihr heimisches Platt sprechen.

„Aber, Signor, Sie müssen ein großer Fürst sein," rief sie, als sie endlich wieder zu ihrem Platze an der Tafel zurückkehrte.

„Ich bin aber nicht einmal ein kleiner Fürst," entgegnete Saxon lachend.

„E bellissimo, questo braccioletto! Aber warum schenken Sie es mir?"

„Aus keinem andern Grunde, als weil ich wünsche, Ihnen ein Vergnügen zu machen, bella donna," antwortete Saxon. „Die Griechen glaubten, daß der Opal die Macht besäße, dem, der ihn trägt, Beliebtheit zu verschaffen; aber das ist nicht mein Beweggrund, indem ich Ihnen diese Opale anbiete. Ihr Talisman ist Ihre Stimme."

„Bravo, Trefalden!" lachte der Graf. „Das war sehr gut gesagt. Comme l'esprit vient aux fils!

„Ein hübsches Kompliment, aber verdorben," flüsterte Greatorex seinem nächsten Nachbar zu. „Er hätte ihre Augen loben sollen, über ihre Stimme hat sie schon so viel gehört."

„Und glauben Sie, daß dies nicht auch mit ihren Augen der Fall ist?" — fragte sein Nachbar, es war zufällig Major Vaughan.

„Ohne Zweifel, aber ein Weib wird nie müde, sich um ihrer Schönheit willen bewundern zu lassen. Das kleinste Körnchen Lob dieser Art ist ihr willkommener, als ein ganzes Opferthier, welches ihr

als Weihrauch dargebracht wird. Aber mit ihrer Stimme, c'est autre chose. Was kommt da auf ein Kompliment mehr oder weniger an, nachdem sie allabendlich von dem ersten Zuhörerkreise Europas applaudirt worden ist?"

Die beiden jungen Leute aus dem Erektheum-klub waren augenscheinlich durch das Bewußtsein niedergedrückt, wie viel sie ihren Stiefeln und Westen verdankten und suchten Schutz in gegenseitiger Unterhaltung, indem sie über ein Pferd sprachen. Keiner von ihnen hielt ein Pferd, oder hatte Aussicht eines zu halten; und doch schien dieser Gegenstand wie durch einen Zauber zum Selbstbewußtsein der Beiden zu gehören. Sie unterhielten sich in feierlichem Flüsterton über dieses geheimnißvolle Thier den ganzen Weg von London nach Richmond; machten während des Diners verzweifelte Anspielungen und wetteten beim Dessert mit düsterer und wichtiger Miene auf dasselbe. Abgesehen von diesem niederdrückenden Gegenstande waren sie leichtherzige Burschen; aber das Pferd war ihre Nemesis und riß sie immer wieder in den Abgrund.

Was den „Schwanz" anbetraf, so ging er ebenso tapfer auf das Dessert los, als auf die zwölf voraufgeschickten Gänge. Die dicken Schwestern sahen Moët offenbar als ebenso rein an, als den den Musen geheiligten Born, und hatten sich Popes Rath zu Herzen genommen; während der finstere Bruder, unüberwindlich wie das Fort Gibraltar, nur darauf bedacht schien, sich für eine lange Blockade

zu verproviantiren. Aber das beste Diner nimmt doch zuletzt ein Ende, und der Kaffee wurde gebracht. Da fiel es einem der jungen Männer aus dem Erektheumklub, der Wein mochte ihm wohl Muth gemacht haben, ein, die Prima-Donna um ein Lied zu bitten. Sie lachte und schüttelte mit dem Kopfe; aber die versammelte Gesellschaft machte eine entsetzte Miene.

„Ich darf nicht," sagte sie. „Meine Stimme ist wie ein Vogel in einem kleinen Käfig und mein Impressario hat den Schlüssel dazu."

Sir Charles Burgoyne schleuderte dem Verbrecher einen schrecklichen Blick zu.

„Mein liebes Fräulein," sagte er, „bitte, sagen Sie kein Wort weiter. Wir wissen Alle, oder sollten es wenigstens wissen, daß ihr Theaterkontrakt Ihnen dergleichen verbietet; und selbst wenn dem nicht so wäre, würden wir doch nicht die Anmaßung haben, Sie um eine solche Gunst zu bitten. Es ist nur ein Versehen — ein großes Versehen von diesem jungen Herrn."

„Ich — ich bedaure sehr," stotterte der unglückliche Neophyt.

„Und ich bedaure sehr," sagte die Sängerin gutmüthig. „Ich würde Ihnen gerne etwas vorsingen, wenn ich es dürfte."

„Du darfst es nicht, Schwester," unterbrach der Bruder sie rasch in seinem neapolitanischen Dialekt. „Denke an die Buße."

„Die Signora Graziana darf nichts thun, womit sie den Direktor erzürnen könnte," sagte Lord Castletowers, der jeden italienischen Dialekt verstand.

„Gewiß nicht," rief Saxon. „Nicht um die Welt."

Dann aber wandte er sich zu Burgoyne und flüsterte: „Was bedeutet dies Alles, warum sollte er es übel nehmen, wenn sie uns etwas vorsänge?"

„Er würde mich zwingen, ihm hundert Pfund zu zahlen," sagte die Prima-Donna, deren Ohren scharf waren.

„Hundert Pfund als Strafe, verstehen Sie," erklärte Burgoyne, „Es steht im Kontrakt und der Mann ist ein wahrer Shylock mit seinen Dukaten."

Saxon lachte laut auf.

„Ist das Alles?" fragte er. „Dann kümmern Sie sich nicht darum, bella donna — ich will ihm mit Vergnügen die hundert Pfund bezahlen."

Darauf wurde das Piano aus einem andern Zimmer hereingetragen und die Graziana sang himmlisch, nicht ein Lied, sondern wohl ein Dutzend.

„Vielleicht erfährt unser Freund, der Impressario, nichts davon," meinte Herr Greatorex, als der Gesang beendet war, und sie Anstalten machten, zur Stadt zurückzukehren.

„Lassen Sie uns Alle einen feierlichen Eid ablegen, das Geheimniß zu bewahren," schlug Sir Charles Burgoyne vor.

Aber Saxon wollte nichts davon hören.

„Nein, nein," sagte er. „Die Strafe ist ehrlich verdient und soll ehrlich bezahlt werden. Kein Mensch soll seine Seele um meinetwillen mit einem Geheimnisse belasten. Ich werde Shylock morgen früh einen Wechsel schicken. Meine Damen, die Wagen halten vor der Thür."

„Ich habe gehört, daß unser Amphitryon den Werth des Geldes nicht kenne;" sagte Herr Greatorex, als sie die Treppe hinabgingen, „und jetzt glaube ich es. Nehmen Sie die ganze Gesellschaft von Anfang bis zu Ende, Herr Graf, und Sie werden mir beistimmen, daß sie wenigstens fünf hundert Pfund gekostet."

„Ja, das hat sie vermuthlich," entgegnete Lord Castletowers, „wenn das Armband mitgerechnet wird."

„Ein moderner Timon — nicht wahr?"

„Nein, das hoffe ich nicht. Ein moderner Mäcenas, wenn Sie wollen. Das ist ein Name von besserer Vorbedeutung."

„Ich fürchte, er vertheilt sein Gold eher nach dem Beispiele Timons als nach dem Mäcenas," antwortete der Bankier trocken.

„Er ist ein prächtiger Mensch," sagte der Graf enthusiastisch, „und seine verschwenderische Freigebigkeit ist noch lange nicht die edelste Seite seines Charakters."

„Aber er benahm sich wie ein Narr in Bezug

auf die hundert Pfund. Wir würden natürlich Alle das Geheimniß bewahrt haben, und . . . .“

„Ich bitte um Verzeihung, Herr Greatorex,“ unterbrach der Graf ihn mit steifer Höflichkeit. „Meiner Meinung nach hat Herr Trefalden sich nur wie ein Mann von Ehre benommen.“

## Ende des ersten Bandes.

Carl Fischers Buchdruckerei in Hamburg.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Edwards, Amelia Ann Blanford

Eine halbe Million Von Amelia B. Edwards. Aus dem Englischen übersetzt von Elise Mirus

Bd.: 1

Hamburg 1866

P.o.angl. 569 r-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10752600-8